Der Oberschlesier
10. Jahrgang, 9. Heft September 1928

Naturhafte Dichtung in unserer Zeit

Hans Kaboth zum Gedächtnis

Von Dr. Wilhelm Meridies

Vor der Form steht die Ehrfurcht, vor der Ehrfurcht die Liebe. Stets wird ein Übermaß an Liebe über fehlende Form triumphieren, nie aber Lieblosigkeit, unverhüllbar durch Formvollendung, anders wirken, denn die schönsten Eisblumen an der Scheibe.

Bettina Brentano, das ewige Kind, sagte einmal: „Du mußt ewig ein Kind sein und mußt mit großem Auge dem Schönen, dem Göttlichen ins Angesicht schauen. Du mußt nicht scheuen, trunken dahinzutaumeln zwischen dem, was Du ahnst, aber nicht begreifst."

Hans Kaboth, der Oberschlesier, ein Hüne von Gestalt, Jägerblut als ein Erbe von Generationen in sich tragend, war solch kindhafter Schau allen Dingen des Lebens hingegeben, wie sie im Sinne Bettinas im Werke Eichendorffs zu dichterischer Erfüllung gekommen ist. Gleiche Wesensveranlagung aus gleichem Stammestum braucht aber im dichterischen Gestalten noch keineswegs zu solcher Fülle und Vollendung zu gelangen. Gerade dem naturhaften Dichter, dem, wie etwa Löns, — mit dem Hans Kaboth viele verwandte Züge aufweist, — die Kunst schon in der Natur enthalten erscheint, wird es nur in seltenen Augenblicken der Gnade gegeben sein, seine Naturschau in dichterisch-formaler Vollendung, sei es in Lyrik, sei es in Prosa, zu verlautbaren. Nur das ganz große Genie, wie also auch Eichendorff, steht in jedem schöpferischen Augenblick unter dem Gesetz der Form, — eben als einem Naturgesetz.

Hans Kaboth ist dort, wo er nur Jäger, oder nur Lyriker und Naturschilderer ist, durchaus als Gegenbild von Löns zu erfassen. Auch Kaboths Jagdbücher sind von einer wunderbar urwüchsigen Kraft der Sprache und Bilder. Er steht der Natur in jedem Augenblick als ein Urgeschöpf von Angesicht zu Angesicht gegenüber; um die Göttlichkeit in und hinter den Dingen weiß er so tief wie Löns; sein Erschauern vor ihr ist, weil nie eingespannt in bewußt gestaltete Form, echter als das von Löns, ehrlicher, aber wohl auch reiner, ethisch reiner. Hier ist die Nachwirkung der religiösen Eindrücke aus Kindheit und Jugend in einer katholischen Umwelt spürbar, einer Welt, daraus sich ihm auch im Alter, obwohl aus teilweise protestantischem Hause, ein nahezu katholisches Weltbild formte.

Kaboths Dichtungen sind so unzergrübelt, so wenig der Sphäre der reinen Natur entrückt, — dies gilt vor allem von seiner Lyrik — daß sie an die besten Lieder von Löns heranreichen, es ist die Kunstlosigkeit, der Volkston, der ihm in größter Einfachheit aus dem Blut zu Wort und Klang sich formt. Eine rührende, fast einfältige Schönheit liegt über allen seinen Versen. Wenn der Tag sich neigt, die Stunde der „Ulenflucht" anhebt, die auch Löns so oft besingt, erfaßt ihn die Sehnsucht, bis sie zum Lied wird. Aus jeder Seite seiner Waldbücher steigt jener köstliche Duft von Wald und Erde, der einem erschreckend die Erkenntnis predigt, wie weit entfernt unsere Zeit und ihre Menschheit von naturhaftem, reinem Menschentum in dem Zivilisationsgemäuer der Städte vegetiert. „Von Kindheit an entfernt man uns von der Natur", sagt Kaboth, „von der Natur, die nichts Unreines kennt. Unreines entsteht erst dort, wo man die Natur zwingen will, nicht mehr Natur zu sein."

Wie sehr Kaboth seine Naturgewachsenheit aus jahrzehntelangem Jägerdasein mit einer Verdichtung des naturwissenschaftlich bis ins einzelne geschauten und festgehaltenen Naturlebens durch eine Freiheit künstlerischer Gestaltung verbindet, erweist wie kein anderes das beste seiner Tierbücher „Reiner, Aus dem Leben eines Kreuzfuchses". Reiners schlaues und dabei tierhaft ehrliches Wesen gewinnt in uns Lesern unversehens persönlichkeitsähnlichen Rang. Die Naturwelt, wie sie hier sich darstellt, erweckt schlaglichtmäßige Besinnungen auf die verzüchtete Gattung „Mensch" und erfrischt, ergriffen, erhoben und belehrt von diesem Tierbuch, das unmittelbarer der Kunst eines Svend Fleuron als der eines Löns verwandt ist, weil die Beziehungsbrücken zur Menschlichkeit fester verankert sind, fragt man sich vergebens, wie eine Folge von „Tarzan"-Büchern in deutschen Landen verschlungen werden konnte.

Seit den mannigfachen Tiergeschichten aus der Nachfolge der „Biene Maja" eines Bonsels, dessen Erstgeburtsrecht an dieser Literaturgattung in Deutschland nicht bestreitbar ist, wurde dessen Niveau nur selten erreicht, oder aber es entstanden Tierromane mit dramatischen Konflikten wie etwa „Nahar", der Tierroman von Ernst Weiß. Unverkennbar schuf Bonsels seine „Biene Maja" aus einer mehr phantastisch-gefühlsmäßigen als wirklich naturhaften Schau; und selbst der Lagerlöf entzückendes Märchen von des „kleinen Nils Holgerson wunderbaren Reise mit den Wildgänsen" zieht seine blutvolle Lebendigkeit eben durchaus aus dem Wesen des Märchenhaft-Phantastischen, während Kaboth, wenn er sich in seinem „Reiner" auch einmal aus einer Laune ins Bereich der Phantasie vorwagt — er läßt seinen Helden, den Fuchs, auf dem Rücken eines Kranichs nach Afrika und wieder zurückreisen, — doch stets aus gewissenhaftestem Naturerleben gestaltet.

Ist Kaboth dort, wo er sich der Naturschau hingibt, durchaus als Romantiker anzusprechen, so überrascht er als Erzähler teils durch eine realistische Darstellung

menschlicher Schicksale, teils durch einen an Fontane erinnernden, überlegenen humoristischen Plauderton. Als ich seinen Roman „Das grüne Wandern" las, glaubte ich hinter den prächtigen Menschen, der schönen Amazone Melusine, der graziösen Otty, des unvergeßlichen Fontane liebevoll zeichnende Hand zu spüren. In diesem Roman ist etwas von der Atmosphäre des „Stechlin", aber zufolge des intensiven Naturerlebens, aus dem es entstand, ist es ein spezifisch Kabothsches, ein romantisches Buch. Das realistische Element kommt in den Novellenbänden „Aus Dorf und Wald" und „Margarete Jansen" zum Durchbruch; beide enthalten Kabinettstücke deutscher Novellistik. Der (vergriffene) schlesische Roman „Trompta Maria" lotet auf der epischen Ebene, in einem dramatischen und zugleich romantischen Geschehen, tief hinab in die Naturhaftigkeit schlesischer Gebirgsmenschen, wie sie in Hauptmanns „Pippa" in dramatischer Symbolisierung lebt. Kaboths stärkste erzählerische und auch formal zuchtvolle Leistung ist sein historischer Roman „Die Sonnenburg". Ein zweiter geschichtlicher, in der Zeit Karls des Großen spielender Roman war nach Vollendung des im Nachlaß erhaltenen Romans „Brigitte Hagemann" geplant. Auf diesem rein epischen Wege wäre Kaboth zweifellos nach seiner dichterischen Begabung noch zu bedeutsameren Leistungen befähigt gewesen, hätte ihn nicht wieder und wieder die Fesselung des Berufs an der vollen Entfaltung seiner dichterischen Arbeitskraft verhindert.

Sollst Dich nicht mit den Tagen plagen

Von Wilhelm Meridies

Sollst Dich nicht mit den Tagen plagen,
Weil sie manchmal im Grau vergehn,
Weißt Du denn, ob im Sonnenwagen
Nicht schon morgen die Wunder stehn?

Liebe, der Frauen seligste Zeit,
Ruhm, des Mannes verschwiegener Traum,
Blüht allein aus der Gläubigkeit
Noch am ärmlichsten Lebensbaum.

Nur wer dürstet, wird seine Kräfte
Recken bis zu den rechten Gründen,
Wo die Quellen der Lebenssäfte
Rastlos strömen, in uns zu münden.

Aus dem Kriegstagebuche eines Feldarztes

Von Friedrich Glaser

Die nachfolgende Arbeit ist aus einem Manuskript „Kriegstagebuch eines Feldarztes", 2. Teil, „Der Kampf im Orient" entnommen. Einführend schreibt uns der Verfasser:

In diesem schönen Sommer kam der schlesische Dichter Willibald Köhler zum ersten Male an den deutschen Rhein. Die von ihm stets betonte, grundlegende Verschiedenheit des östlichen und des westlichen Menschen mag ihm nie so klar geworden sein, als an einem sonnigen Sonntag beim Becher edlen Pfälzer Weines auf der tausendjährigen Abtei Limburg bei Dürkheim inmitten froher Menschen.

Aber diese überquellende Fröhlichkeit weckte seinen Widerspruch; denn sie sei nichts für uns und gehöre nicht zu uns; wir Söhne des Ostens hätten zu kämpfen und nicht zu genießen, und dieser Pflicht dürfe auch ich, der Oberschlesier, mich nicht entziehen.

Unter dem starken Eindruck dieser Stunde seltener Aufgeschlossenheit gestand ich dem Freunde, daß ich trotz jahrelanger Anpassung an die neue süddeutsche Heimat doch noch gefühlsmäßig der alten Ostmark eng verbunden sei.

Gerade dem kargen oberschlesischen Geburtsland verdanken seine Söhne besondere Liebe und geschärften Blick für Landschaften. Zum Beweise las ich einige Briefe aus meiner syrischen Zeit vor.

Den Lyriker begeisterte der Inhalt dieser Kriegserlebnisse, die schlicht und still neben dem Krieg einherlaufen, und in denen kriegerische Handlungen nur kurz gestreift sind, und seiner freundlichen Anregung verdanken die zeitlosen Schilderungen ihre Veröffentlichung.

Die Landschaft ist so dargestellt, wie sie erlebt war und soll auch dem Leser Erlebnis und Abenteuer bedeuten. Die syrische Landschaft deckt sich nicht streng mit dem geographischen Begriff, aber schon Konstantinopel war damals erfüllt von syrischen Menschen, und diese bestimmten Charakter und Aussehen einer Gegend.

Wolfsjagd im Gebirge

Krieg! Rajak (Syrien) im April 1918.

Romantik und Abenteuerlust!

Aber romantischer Sinn und Abenteurerblut kamen in dem nüchternsten der nüchternen Kriege nicht auf seine Rechnung.

Was war der Jugend Leben?

„Leben!" Seine Kräfte einsetzen; sein Können zur Geltung bringen; die natürlichen Hemmungen überwinden, seine Feigheit, seine Faulheit, sein den „Unbequemlichkeiten aus dem Wege gehen".

Im Orient suchten und fanden wir, was wir suchten.

Die Erlösung von uns, von unserem Kulturdasein. Das Tier ward frei, das Tier mit ungebändigten Triebregungen und Urinstinkten.

Das Tier, das bösartige Tier liegt, den Finger am Abzug des Fenerrohres, hinter einem zerklüfteten Felsen des Libanon auf Lauer.

Im Osten dämmert der Morgen auf, schwach, ganz schwach, ein winziger roter Schimmer.

Noch fließt das Mondlicht über die Schluchten, zeigt grell den Ausschnitt des Visiers und läßt das Büchsenkorn schwach silbern aufschimmern.

Jäger im Anstand auf Wölfe und Schakale bei knappem Büchsenlicht!

Fünf Offiziere der gemischten Ersatzabteilung Pascha 2.

Es ist ½4 Uhr früh.

Mit dem erwachenden Tag erwachen tausend Stimmen.

Regungslos und halb erstarrt vor Kälte liegen und warten wir mit angespannten Sinnen.

Aus den Dörfern, wo sie im Schutze der Dunkelheit nach Abfällen wühlen, kommen Wölfe und laufen durch die Schluchten ihren Schlupfwinkeln zu.

Einer hebt witternd das Haupt.

Wir haben den Wind gegen uns, also muß ihn etwas Anderes gestört haben.

Er windet eine Weile, beruhigt sich, senkt die Schnauze und trollt mit hängender Rute davon.

Einige der lichtscheuen Gesellen traben unhörbar auf einem Felsgrat.

Klar stechen die Silhouetten gegen den fahlen Frühhimmel ab.

Sie sind außer Schußweite.

Es wird zusehends heller.

Jetzt kommt ein Pärchen im schlanken Trab auf mich zu.

Die nehme ich an.

Der Schuß kracht. Donnernd bricht sich der Schall an den Bergwänden und wirft das Echo von Schlucht zu Schlucht.

Es ist ganz hell geworden.

Eine Lerche schmettert ihr Morgenlied.

Die Sonne scheint warm in die zerklüfteten Felstäler und schmilzt die Nebel, die schwer auf den Bergen liegen. Nebelfetzen reißen sich los, hängen zögernd an diesem oder jenem Felsgrat und verschwinden.

Jetzt regt sich menschliches Leben.

Die Gegend wird belebt.

Braune, schlanke Weiber tragen blitzende Alluminiumtöpfe mit Milch auf dem Kopf. Esel und Maultiere schreien, Kamele grunzen unwillig. Der Spuk der Nacht verflog! Keine Aussicht mehr, die scheuen Nachttiere zu jagen.

Wir sammeln uns. Langsam und gemächlich schlendern wir mit unser Jagdbeute in unser Lager zurück.

Bruder Isegrimm hat sein Fell lassen müssen. Es soll vor meinem Feldbett im Zelt liegen. Aber nicht lange erfreute es mich, dann bekam es der Engländer, und bald wurden wir Jäger die Gejagten.

Mein letzter Kriegstag

Wir erwachten und brauchten einige Minuten, um uns Ort und Umstände gegenwärtig zu machen.

Die hohen Mauern der alten Römerburg, die riesigen Bogenfenster, die Säulenhalle mit den prächtigen Steinschnitzereien, darüber als gewaltiges Dach der seidenfarbige, blaue arabische Himmel, das alles war so verschieden von unserem Lagerplatz der letzten Monate, so fremd und unwahrscheinlich. — Dort unten am Toten Meere, in der engen Schlucht des Wadi Kefren, hatten wir allen Komfort modernen Feldlebens, wie ihn Vorkriegsromane beschrieben. Offiziers- und Mannschaftszelte, im Bambusgebüsch gegen Fliegersicht gedeckt, Feldbetten für alle Mannschaften mit Moskitonetzen verhangen, weiche lederne Moskitostiefel für die Nacht, denn die Anophelesmücke, die Trägerin der Malaria, sticht mit Vorliebe in die Knöchelgegend der Hand- und Fußgelenke, ein Destillierwagen, der uns mit Wasser versorgte, Tische, Stühle, Koffer, eine Bücherei, eine Kantine, kurz alles, was Feld- und Soldatenleben behaglich gestaltet. Gänzlich unerwartet kam der Funkspruch des A. O. K., die Maschinengewehrabteilung v. Sydow habe sich auf Aman zurückzuziehen.

Zwei Nachtmärsche brachten uns durch Gebirge und Steinwüste aus dem Brutofen fast afrikanischer Glut in die gemäßigtere Zone des höhergelegenen Araberdörfchens Aman mit seinen sanften Cypressenhainen, mächtigen Feigenbäumen, Apfelsinenpflanzungen und Granatäpfeln. Alles, was wir nicht mitnehmen konnten, ging in Flammen auf.

In Aman war keine Gelegenheit, uns häuslich einzurichten. Die friedlichen Zeiten des Wadi Kefren mit seinen harmlosen Patrouillenritten gegen den 30 km entfernten Feind, mit den Schakal- und Wolfsjagden, mit zeremoniellen Besuchen der Scheichs nomadisierender Beduinen, diese Zeiten waren vorbei.

Der letzte Befehl durch Funkspruch hieß: „Aman ist bis auf den letzten Mann zu halten."

Hauptmann von Sydow richtete dementsprechend alles auf die Verteidigung ein. Kein unnützer Balast wie Feldbetten, Tische und Stühle, aber Munition, Wasserkästen für die Maschinengewehre, Telephon zu den einzelnen Gewehrständen, die eingebaut wurden, so gut der Steinboden es zuließ.

Der Stab lag im Römerkastell, auf dem höchsten der die Stadt umgebenden Hügel; ringsum auf den Anhöhen standen die Maschinengewehre.

Zum Schutze dieser war die türkische Infanterie in Stärke von einigen hundert Mann und eine türkische Feldbatterie eingesetzt. Es ist mir heute unbegreiflich, mit welch naivem Fatalismus wir die verzweifelte Lage ansahen, die keinen anderen Abschluß als einen tragischen haben konnte.

Die Palästinafront war durchbrochen. Darüber hatte keiner einen Zweifel. Nach der großen Kanonade, die wir einige Tage zuvor noch am Toten Meere vom Westjordanland hatten dumpf herüberrollen hören, kamen Gerüchte und verdichteten sich mehr und mehr, daß Nazareth, der Sitz des Generalstabes, vom Engländer genommen sei. Liman Sanders Pascha sei mit knapper Not der Gefangenschaft entronnen.

Bei unserem Marsch von Wadi nach Aman fanden wir alle Truppen zurückgezogen. Erst in den letzten Tagen war ein Bataillon eines ostpreußischen Regimentes zu uns gestoßen.

Jetzt sollten wir paar Männerchen, losgelöst von jedem größeren Verbande, den Feind seit Tagen im Rücken, Aman halten.

von Sydow, ein junger, sehr energischer und tapferer Offizier, nahm den Befehl als Befehl, ohne nach weiterem zu fragen.

Ich persönlich hütete mich, meine Anschauung verlautbaren zu lassen, trug aber insgeheim die Hoffnung, die Engländer würden uns überhaupt nicht angreifen; denn nachdem die drei nach Norden führenden Straßen von ihnen besetzt waren, mußten wir ihnen, kampflos durch Hunger bezwungen, wie reife Kastanien zufallen.

Diese Ansicht vertrete ich heute noch. Wenn mir die kommenden Ereignisse Unrecht gaben, liegt es daran, daß der Feind unsere Stärke weit überschätzte oder daß irgend ein kleiner Divisionär billige Lorbeeren ernten wollte.

Damals, in der alten Römerburg, waren wir munter und guter Dinge. Wir bestaunten die mächtigen Ruinen verklungener Zeiten, fahndeten nach dem uralten Altar, auf dem vor dreitausend und mehr Jahren die Priester der Ammoniter ihre Menschenopfer geschlachtet, und interessierten uns für alles mehr als für den Feind, von dem wir nichts wußten, als daß er irgendwo existierte.

Dies friedliche Idyll wurde jäh unterbrochen, als plötzlich jemand rief: „Der Engländer".

Auf der Straße von Es Salt, eingeengt durch mächtige Felsen, quoll der englische Heereswurm, verbreitete sich in der Ebene vor Aman, formte sich zu Schwadronen, löste sich in langer Schützenlinie und kam langsam, aber stetig auf uns zu.

Das gleiche Manöver wiederholte sich auf der Nordseite, auf der Straße von Deraat. Bald waren sie am Bahnhof von Aman, an jenem Miniaturbahnhöfchen der Linie

Damaskus—Mekka, die alljährlich zehntausende frommer Moslin nach der heiligen Stadt befördert. Ein elektrischer Schlag durchzuckte uns: „Jetzt ist der Weg nach der Heimat gesperrt."

Wir wußten darum schon länger; aber der Anblick der englischen Reiterei am Bahnhof war das sichtbare Symbol des Abgeschnittenseins von Europa, von Deutschland, von der Heimat.

Der Türke schoß nicht schlecht. Mit bloßem Auge konnten wir wenige Sekunden nach seinem Befehl: „Ateſch" = Feuer, den Einschlag und das Auseinanderstieben der Reiter sehen. Um vieles später, losgelöst, als gehörte er garnicht dazu, kam der Schall der krepierenden Granate.

Aber auch der Feind begann zu schießen. Vor seinen Schrapnells schützte uns das blauseidene Himmelsdach wenig; denn genau über dem Lichthof des Kastells streuten die runden Bleikugeln.

Wir hatten einige Verwundete, die ich in einen geschützten Winkel bringen ließ und versorgte.

Während meiner Tätigkeit machte das Gefecht weitere Fortschritte.

Unsere Maschinengewehre begannen zu sprechen und hatten gute Erfolge. Ich begab mich wieder auf meinen Beobachtungsposten und konnte jetzt die Einzelheiten der Uniform des Gegners, der inzwischen abgesessen war, erkennen.

Breite Schlapphüte mit einer Straußenfeder geschmückt.

Es waren also australische und neuseeländische Truppen; junge, kräftige Burschen, rotwangig, blauäugig, blondhaarig, in ihrem Typus germanischer als der Engländer, germanischer als der deutsche Feind.

Der ganze Widersinn dieses Bruderkrieges ging mir auf.

Zu ethnologischen Grübeleien blieb wenig Zeit.

Die Ereignisse überstürzten sich von jetzt ab. —

Plötzlich, vor unseren nicht begreifenden Blicken, erhoben sich wie auf Kommando alle Türken aus der liegenden Stellung, reckten die unbewaffneten Arme zur Ergebung und wurden sofort in Gruppen-Kolonne abgeführt. Zwei deutsche Kompagnien, die zwischen den Asker lagen, mußten sich gleichfalls ergeben.

Der Major und Bataillonskommandeur sah zähneknirschend zu.

Unser Schicksal war hierdurch besiegelt.

Die Maschinengewehre pochten noch im rhythmischen scharfen tak-tak, aber eines nach dem andern brach ab.

Die Australier hatten sie umgangen, und während unsere Schützen nach dem Feind spähten, erschien dieser auf einer Anhöhe im Rücken unserer Leute und sagte gemütlich: „Come on".

Das Schweigen, das einsetzte, hatte für uns, die wir nicht Augenzeugen des Vorganges waren, etwas Lähmendes. Hauptmann von Sydow lief plötzlich nach dem Hauptportal, um persönlich nachzuschauen, wie die Kampfhandlung stand.



Prof. Jos. Breitkopf-Cosel „Gerechtigkeit"

Ein markerschütternder, langer Schrei, so unwahrscheinlich und unwirklich, daß wir alle, Offiziere und Burschen, erblaßten, zerriß die Stille.
Wimmernde Schreie: „Doctor, Doctor."
Hauptmann von Sydow lag zwei Schritte vor dem Römertor. Sein Bursche und ich krochen heraus.
Geschosse sausten uns um die Köpfe, schlugen krachend ins Gemäuer.
Zwanzig, dreißig Schritte vor mir legte ein Australier an, ließ das Gewehr wieder sinken.
Schon hatten wir Hauptmann Sydow hereingezerrt in den geschützten Winkel.
Bevor er noch entkleidet war, entfloh das Leben.
Ich wandte mich an den ältesten Offizier, Oberst von Schierstädt, zuckte traurig die Achsel.
„Tot?"
„Tot!"
Er ermannte sich.
„Meine Herren, gehen wir nach der Cisterne."
Die lag zweihundert Meter vorm Kastell.
Keiner der Offiziere antwortete. Die Nutzlosigkeit dieses Vorschlags war offenkundig, seine Ausführung war Selbstmord.
Wir waren in der Burg etwa fünfzehn Mann, davon drei oder vier verwundet, draußen stand auf Steinwurfnähe eine ganze Brigade.
Ich gab dem Gefreiten Schmitz das weiße, blutbefleckte Hemd unseres toten Führers.
„Winken Sie dem Tommy."
Ich glaube, wir standen alle wie Bildsäulen. Schmitz schwenkte das Hemd am Karabinerende.
Wir zerschlugen unsere Waffen, zerlegten unsere Brownings und streuten die einzelnen Teile auseinander in den Ruinen umher.
Sekunden später erschien der Tommy, Seitengewehr aufgepflanzt, rot und erhitzt und stark nach Whisky riechend.
Die englischen Offiziere staunten über die geringe Zahl der Verteidiger.
Der Colonel gab uns zwanzig Minuten Zeit, Hauptmann von Sydow zu beerdigen.
Wir legten ihn in ein metertiefes Loch, links am Eingang des Ostflügels der Burg, bedeckten ihn mit unseren Schlafdecken und wälzten mächtige Felsblöcke darüber.
Unsere Nervenspannung löste sich in Tränen, als der Major die Mütze abnahm, die Hände faltete und laut betete.
Dann wurden wir ausgeplündert und abgeführt, dem düsteren Schicksal des Kriegsgefangenen entgegen, das uns fünfzehn Monate im Stacheldrahtzaun festhielt.
Fünfzehn Monate über uns der blaue ägyptische Himmel, vor uns das blaue Meer; aber eingesperrt, unfrei und fern der deutschen Heimat.

Heimat

Von Wolfgang Federau

Ich weiß nicht ganz genau, wo Posemuckel liegt, wie es aussieht und wie die Landschaft ausschaut, in die es gebettet ist. Und von Herrn Müller aus Posemuckel weiß ich ebenfalls außerordentlich wenig. Aber ich bin einigermaßen davon überzeugt, daß Posemuckel ein überaus kümmerliches Nest ist, daß es schmutzige Straßen, häßliche Häuser und wenig Annehmlichkeiten hat. Daß es auf einem flachen Teller liegt, ohne Täler und Hügel und Wald und Strand. Und ich glaube bestimmt, daß Herr Müller nur einen sehr bescheidenen Posten in irgend einem kleinen Betriebe bekleidet, schlecht bezahlt ist und durchaus nicht glänzend wohnt. Daß er sich vieles nicht leisten kann, was anderen Selbstverständlichkeit erscheint, und einigermaßen gezwungen ist, sein bischen Geld sparsam zusammenzuhalten.

Dieser Herr Müller aus Posemuckel aber träumt am Abend bei seiner billigen Zigarre und seinem nicht viel besseren Glas Wein zuweilen davon, daß es außerhalb Posemuckels Länder und Städte geben muß, wo es schöner, heiterer und wärmer ist, wo der Himmel in ewigem Blau strahlt und die Luft gesättigt ist vom Hauche wunderbarer Blüten. Und weil die Sehnsucht nach dieser schöneren Welt so übergroß ist in ihm, so spart er und kratzt und geizt; ja, und eines Tages, nach vielen entbehrungsreichen Monaten oder Jahren, setzt er sich auf die Bahn und fährt — ja nun, er fährt nach dem Süden oder in die Alpen oder ans Meer. Er läßt sich überschauern von der Größe der himmelanstrebenden Bergriesen oder er läßt sich in Schlaf singen von dem Rauschen des ewigen Meeres. Er landet vielleicht in Venedig, oder in Reichenhall oder in irgendeinem Fjord Norwegens. Es ist gleichgültig wo, denn nicht darauf kommt es an. Jedenfalls: er ist endlich irgendwo, wo es schön ist, und er ist glücklich. In der zweiten Woche wenigstens. Die erste brauchte er dazu, sich einzugewöhnen. Nun erst, nachdem dieses Stadium überwunden, fühlt er sich wahrhaft glücklich. Aber merkwürdig — in der dritten Woche meldet sich plötzlich eine leise Unruhe. Nicht, daß er schon alles kennt; er hat viel gesehen, doch unendlich viel mehr müßte er eigentlich sehen. Nur: plötzlich erscheint es ihm, als wären die Berge nicht mehr ganz so hoch, der Himmel nicht mehr ganz so blau, das Meer nicht mehr ganz so weit. Nicht, daß er enttäuscht wäre, nicht, daß er sich langweilte. Was ihn bedrückt, vermag er nicht recht zu erkennen. Fest aber steht, daß er am Ende der dritten Woche plötzlich ein Eisenbahnbillet nimmt, direkte Fahrt nach Posemuckel. Trotzdem er vier Wochen Urlaub hat, trotzdem er noch hinreichend mit Geldmitteln versehen ist, ja, trotzdem er weiß, daß ihn in Posemuckel eine dreckige Straße, ein übles, naßkaltes Wetter und eine wenig komfortable, unerfreuliche Wohnung erwarten. Trotz allem fährt er eine Woche früher ab als er nötig hätte,

und wenn man ihn fragt warum, wird er vielleicht erröten und sagen: „Ich habe Heimweh.“ Vielleicht aber schämt er sich dessen — dann wird er garnichts sagen oder dringende Geschäfte vorschützen.

Die Heimat ruft ihn! Mag man darüber lächeln und sich wundern, mag man es mißbilligen oder es angeblich nicht begreifen, das Herz, das menschliche Herz, das um einige Schattierungen weiser ist als der nüchterne Verstand, begreift es sehr gut. Das Herz weiß, warum Herrn Müller plötzlich der schönste Flecken Erde trostlos und nüchtern erscheint, während in seiner Seele das Bild Posemuckels leuchtend und schimmernd aufsteigt wie eine lockende Fata Morgana. Ist nicht die Heimat die große Mutter alles Lebenden? Und welchem Kinde — so es nicht ganz entartet und verderbt ist — erschiene nicht das Antlitz der Mutter immer schön und immer gütig? Der Reiz der Heimat beruht nicht auf äußerlichen Dingen und was sie uns schenkt, hat mit Äußerlichkeiten und mit Besitz nichts zu tun. Sie ist nicht käuflich, wie auch die Liebe einer Mutter nicht käuflich ist.

Das Haus, das unsere Jugend behütet, die Wiese, die unsere kindlichen Spiele gesehen hat, sie gehören uns, sie sind ein Bestandteil unseres eigenen Ich. Sie gehören uns in einem besonderen, fast mystischen Sinne, in einem ganz anderen Sinne, als der Park oder das Gut einem Menschen gehören, der sie käuflich erworben hat. Ihm beweist vielleicht ein Blatt im Grundbuch vor jedem bürgerlichen Richter sein Eigentumsrecht — uns ist das Haus, in dem wir — mag sein — nur zur Miete wohnten, geistiger Besitz, den niemand uns rauben kann.

Denn diese Heimat — das ist vielleicht das Merkwürdigste — ist nicht an die Scholle und nicht ans Eigentum gebunden —. Wohl weiß der Bauer, der den Boden beackert, über den schon sein Urahne den Pflug führte, sich diesem Acker in einer besonderen Art verbunden — doch auch dem Städter, dessen Jugend zwischen den schauerlichen Mietkasernen des Berliner Nordens erblühte, ist das Heimatgefühl nicht fremd, braucht es nicht zu sein. Weil alles Greifbare, Haus und Land und Möbel und Dinge, doch nur sichtbares Symbol eines Unsichtbaren ist, wie die Liebe zur Heimat wohl das Konkrete nennt und umschließt, aber im Abstrakten, in der Seele, wurzelt.

Kann man Heimat nicht kaufen, so kann man sie doch verdienen. Man kann sie verdienen durch Schweiß und durch Blut und durch Tränen. Durch Opfer schlechthin. Freilich: viel Schweiß und viel Tränen wird man in einen fremden Boden vergießen müssen, ehe er uns in Wahrheit zur Heimat wird. Früh Entwurzelte, denen ein großes Geschehen die Heimat geraubt hat, Auswanderer, die Not oder anderes hinaustrieb, haben sich so neue Heimat erworben. Aber vielleicht blieb auch im besten Falle in ihrer Seele noch ein ungelöster Rest — das traurige Bewußtsein, daß auch die beste

und gütigste Stiefmutter nicht das zu geben vermag, was die rechte Mutter dem Kinde schenkt.

Und man kann die Heimat verlieren — das ist fast das Schlimmste, was einem Menschen zustoßen kann. Auch heute noch, in einem nüchternen, kühlen, mechanisierten Zeitalter, für viele Menschen fast das Schimmste. Tragisch, weil wir sie nicht verlieren können durch irgendwelche elementaren Gewalten, sondern lediglich durch die Schuld der Menschen, die sie uns stehlen. Ibsen, dessen hundertsten Geburtstag wir vor Kurzem feierten, hat dieses Schicksal zu tiefst durchlitten. Offene Niedertracht und heimliche Gemeinheit haben ihn und seine Familie überfallen, da er noch jung und schutzlos war; Spott, Verachtung und Gleichgültigkeit haben ihn, den schuldlosen Knaben, in die sonnenlose Dunkelheit eines Patialebens gestürzt und ihn mit solchem Ekel erfüllt, daß er zeitlebens den Namen seines Heimatortes nur mit Bitterkeit über die Lippen bringen konnte.

Geraubte Heimat ist geraubte Jugend — frühzeitige Vernichtung des Glaubens an die Menschheit. Ist Entwurzelung der Seele, innerliche Losgelöstheit, Haltlosigkeit. Die großen Skeptiker, die großen Pessimisten sind fast alle Menschen gewesen, die aus irgendeinem Grunde das Gefühl, eine Heimat zu besitzen, entbehren mußten. Und es war Nietzsche, der für die Tragik dieses seelischen Entwurzeltseins den ergreifendsten Ausdruck gefunden hat, als er die Verse schrieb:

„Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein,
weh dem, der keine Heimat hat!"

Sonate von Mozart

Von Hans Jülke-Neisse

Das Licht fließt zitternd aus gedämpften Schalen;
rings um uns sinken lautlos Raum und Zeit.
Wir tasten selig aus dem dämmerfahlen
Zwielicht des Mondes ein Stück Ewigkeit.

Du schwebst am Flügel mit entrückten Händen,
und meine Geige bebt und schluchzt und lacht
und glüht in mir. Wir nehmen und verschwenden
und leben tausendfach in dieser einsam großen Nacht.

Wir schenken uns, wonach wir längst begehrten
und wonach unsre Sehnsucht immer schrie;
nun wandeln wir in sommerlichen Gärten
im Lächeln einer wundersamen Melodie.

Und Ton und Garten sind in uns und klingen,
und alle Wehmut schlummert in dem fernen Einst.
Wie deine Hände von den Tasten sinken,
seh' ich von Gott gerüttelt, daß du weinst.

Ein Nachruf für die oberschlesische Schriftstellerin Meta Janitzek

Am 1. November 1927 ist in Beuthen O.-S. Frau Meta Janitzek ohne längeres Krankenlager im Alter von 75 Jahren von uns gegangen. — Beinahe 3 Jahrzehnte sind verflossen, als sie zum erstenmal in die Öffentlichkeit trat mit einer oberschlesischen Erzählung und mit ihr das lebhafte Interesse des lesenden Publikums erregte. Verleger von Zeitungen und Zeitschriften suchten sie auf und baten um weitere Arbeiten. Sie war die erste Schriftstellerin, die prominente Persönlichkeiten, die Erschaffer und Förderer großer, industrieller Werke in historischen Rückblicken den heimatliebenden Oberschlesiern vorführte und ihnen ihre Bedeutung klarlegte.

Frau Meta Janitzek wurde am 19. Juli 1852 zu Lokomotivgrube bei Myslowitz geboren, wo ihr Vater Friedrich Reiflandt als höherer Grubenbeamter lebte. Obwohl von anerkannter Tüchtigkeit, ging dieser doch nicht ganz in seinem Berufe auf. Es fanden in seinem Hause oft kleine Gesellschaftsabende statt, wo die neuesten Werke deutscher Dichter und Schriftsteller gelesen und durchgesprochen wurden. Ein regelmäßiger Besucher dieser Abende war der Spediteur Klaußmann aus Schoppinitz, der seinen sehr begabten Knaben, den späteren Schriftsteller Oskar Klaußmann, oftmals daran teilnehmen ließ.

Natürlich gingen diese Anregungen für die heranwachsende Meta Reiflandt nicht verloren, die Neigung zum Erzählen und Dichten wurde sehr früh in ihr lebendig. — Ein besonderes Lieblingsgespräch an den Gesellschaftsabenden waren die Vorgänge in den polnischen Aristokratenfamilien Sulkowsky und Mieroschewsky, die dem kleinen Grenzstädtchen Myslowitz oft genug Stoff zum Aufregen und Verwundern gaben, und worüber die Anwesenden bis in alle Einzelheiten unterrichtet waren. Aus dieser Quelle flossen später die Erzählungen „Das Kreuz im Walde" und „Der Fürstenmord an der Dreikaiserreichsecke", in die Feder der Schriftstellerin.

Mit 20 Jahren verheiratete sich Meta Reiflandt und nahm Abschied von der schönen, trauten Waldheimat. Die Ehejahre gingen in Arbeit und Pflichterfüllung dahin. Sie erzog ihre Kinder zu lebensstarken, geistig klaren Menschen und vervollständigte dabei mit eisernem Fleiß ihre Kenntnisse und ihre Bildung. Mit unermüdlich eifrigen Studium strebte sie in ihrer Kunst vorwärts.

Am 1. April 1901 gelangte ihr erstes Werk in die Öffentlichkeit und fand ungeahnt großen Beifall. — In den nächsten elf Jahren war sie eine der beliebtesten, ober-

schlesischen Schriftstellerinnen älterer Schule. Es erschienen in Zeitungen und Zeitschriften folgende Skizzen: „Der Fürstenmord an der Dreikaiserreichsecke", „Karl Godulla", „Valentin Dyngos", „Das Kreuz im Walde", „Der Priestermord in Beuthen O.-S. am 14. September des Jahres 1363", „Gottfried Linke", „Die Verdienste der Markgrafen von Brandenburg um den oberschlesischen Erzbergbau", „Ein Schreckenstag in Myslowitz", und zwei Gedichte „St. Barbara", und „Abschied vom Bergwerksglöcklein".

Im letzten Jahrzehnt hatte sich Meta Janitzek von der Öffentlichkeit zurückgezogen, trotzdem aber in der Stille weiter gearbeitet. Man fand in ihrem Nachlaß noch zwei halbvollendete Manuskripte: „Die zwölf Wilhelminen", und „Der letzte polnische Standesherr auf oberschlesischer Erde". —

Sie hat der Heimat ein schönes Erbe in ihren Werken hinterlassen. —

In diesen Zeilen sollen ihre Verdienste um dieselbe nicht gewürdigt werden, — sie liegen in den Werken unantastbar versiegelt, — es soll nur an sie erinnert werden, die mit jedem Pulsschlag ihres treuen Herzens fest in ihrem Volke wurzelte, und ihr ein letzter Gruß zugerufen werden.

Eingesandt von Simon Macha-Beuthen.

Aus Hermann Kunibert Neumanns Leben*

(geb. 12. 11. 1808 in Marienwerder i. Westpr., gest. 8. 11. 1875 in Neisse, liegt auf dem dortigen Garnison-Friedhofe begraben)

Mitgeteilt von Maximilian Langer-Neisse

Wir hatten im letzten Artikel den politischen Dichter Neumann in seiner Seelenwandlung vom Freunde des Nationalismus bis zum glühendsten Verteidiger der Menschenrechte in den Revolutionsjahren um 1848 in Gedicht und Erzählung begleitet. Erinnert sei noch einmal an die Gedichte „Das Jahr 1848" und „Wer revoltiert?" In letzterem geht der Dichter sogar so weit, die Kämpfe jener Jahre um Beteiligung des Volkes an der Regierung, um größere Freiheit und Gerechtigkeit im Lande als ein Wirken Gottes in den Menschen darzustellen:

„..... Der Herrgott selber revoltiert!"

Daß solche Ansichten nicht zu einem militärischen Verwaltungsbeamten d e s Staates gehören dürfen, der sie aufs heftigste bekämpft, war einsichtig. Neumanns Leidenszeit

* Vgl. „Der Oberschlesier" Novemberheft 1925 — Aprilheft 1926 — Juli- und Dezemberheft 1927. Im Dezemberheft 1927 hatte ich am Schluß von „Kuniberts Leben" geschrieben: „Es sollte doch anders kommen." Hören wir heute, wie ihn die Treibereien der Regierung zum volkstümlichsten Manne weit über seinen Wirkungskreis hinaus machten.

begann, denn bald stellte sich heraus, „daß diese unverbesserliche Aristokratie es selbstverständlich fand, daß ich ohne Umstände gemaßregelt und kein Mittel, keine Verleumdung, solche Absicht durchzusetzen, zu schlecht," klagt der Dichter. Der durch den Befreiungskrieg gegen Dänemark beschäftigte Fürst Radziwill kehrte nach Torgau zurück und er sollte der Richter an Neumann sein. Unterdessen waren die Generale, Grafen und Barone zu den Anhängern Neumanns gegangen, hatten unter allerlei Drohungen und Einschüchterungen diese Bürger und Bauern für sich und ihren Kriegerverein gewonnen, der sich gegen Neumanns Ideen wandte. Der Dichter war in einer Versammlung dieses Vereins erschienen und hatte vor seinen aristokratischen Feinden es zu seiner Freude fertiggebracht, mit seiner gewaltigen Redegabe die schon halb Abtrünnigen so zu packen, daß ihm fast die ganze Versammlung zujubelte. Diese Niederlage sollte ihm nicht vergessen werden. Als Fürst Radziwill in Torgau empfangen werden sollte, war ganz fein dabei ein Plan ausgedacht, durch irgendwelchen Wortwechsel einen höchst dramatischen Ausgang heraufzubeschwören, den Dichter ganz einfach im Verlaufe einer politischen Auseinandersetzung zu einer Beleidigung herauszufordern, zum Degen zu greifen und ihn zu erstechen. Die Karten standen für die Aristokratie günstig: einmal waren sie in der Überzahl, zum zweiten hatte Neumann keine Uniform und also auch keinen Degen zu tragen, und endlich rechneten sie auf Neumanns ungezügelte politische Leidenschaft, die ihn zur gewünschten Erwiderung fortreißen sollte. Erst nachher hat es der Dichter durch Mittelsmänner erfahren, daß sogar die Orden für die Täter schon bestimmt und verteilt gewesen sein sollten. „Es läßt sich eine solche Lage nur richtig fassen, wenn man große politische Kämpfe mitgemacht hat und der Führer einer Partei gewesen ist."

Der Wagen des Fürsten Radziwill rollte heran. Die Militärs und der Garnisonoberinspektor wurden in den Saal seiner Wohnung beordert. Neumann hielt sich im Hintergrunde, um möglichst schnell die Tür erreichen zu können. Im Laufe des Gesprächs trat auf einmal der Gründer des Kriegervereins gegen Neumann, ein gewisser General von Hunneken, vor, erging sich in Schmähungen auf die verfluchten Demokraten, und alle Anwesenden sahen sich nach dem einen Manne im Saale um, dem das galt: nach Neumann. Sie machten alle eine verächtliche Bewegung nach der Seite und Neumann stand frei dem Fürsten gegenüber. Da dieser aber aus früheren Gesprächen den Dichter und dessen feurige Beredsamkeit kannte, fürchtete er scharfe Entgegnungen und ein Gefühl der Bloßstellung, das er vermeiden wollte, und sei es auch nur vor dem einen Menschen, dem Dichter. Er verneigte sich zuerst vor Neumann, dann vor den Übrigen. „Ich erwiderte und schritt als Sieger festen Fußes vor der Versammlung hinaus. Ich eilte nicht, aber ich mußte mich zwingen, nicht zu eilen, denn der glühendste Haß war mir auf der Ferse. Ich habe nie so tief aufgeatmet, wie damals,

als ich den freien Markt erreichte und über ihn, ein geretteter Mann, nach Hause schritt. Jetzt hatte ich aber meine baldige Entscheidung zu erwarten, die meiner Freiheit gefährlich werden konnte, und wirklich war, wie ich erfuhr, schon der Befehl gegeben, mich zu arrêtieren und die Kompagnie auch bereits bestimmt, die diesen Fang ausführen sollte. Warum die Maßregelung unterblieb, ich weiß es nicht."

Der 12. November des Jahres 1848, sein Geburtstag, kam heran. Am Abend fand eine Wahlversammlung im Schützenhause am Paradeplatze in Torgau statt. Als Neumann ankam, fand er den ganzen Platz von Menschen erfüllt, alle Räume besetzt, die Fenster des Hauses waren ausgehoben, bis zum Dache jede Stelle besetzt, ein brausendes Hoch umfing ihn. Er bahnte sich den Weg durch die Menge, sprach in der Versammlung, seine Vorschläge wurden angenommen, seine Erwählten von der Versammlung bestätigt. Den Soldaten rollten die Tränen aus den Augen, als er ihnen in eindringlichen Worten klar gemacht hatte, daß sie sich nicht gegen ihre Brüder aufputschen und kommandieren lassen dürfen.

Am andern Morgen erschien bei Neumann ein Demokrat aus dem Nachbarstädtchen Belgern, um ihn zu bitten, in der Wahlversammlung dort zu sprechen, damit auch dort derselbe Erfolg erreicht werde. Der Dichter lehnte ab. Ein Leutnant v. d. Leeden teilte Neumann bald mit, daß ihn Fürst Radziwill unter vier Augen gefragt habe, was Neumann alles in der Versammlung gesprochen habe.

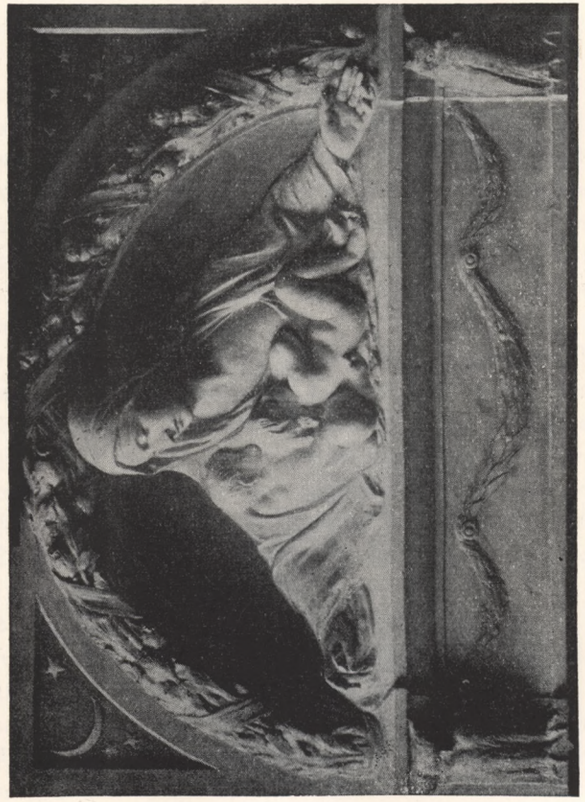
„Es gehörte ein nur geringes Kombinationsvermögen dazu, die Absichten der reaktionären Partei in diesen Horchern zu entdecken."

Neumanns Freunde legten Wert darauf, ihn bei der kommenden Abgeordnetenwahl gewählt zu wissen. Er kümmerte sich nicht darum, und die Regierung suchte die Wahl zu vereiteln. Sie legte zur Wahl Torgau zu Wittenberg, weil das durch die Menge der reaktionären Stimmen des Dichters Stimmenzahl in der Minderheit lassen sollte. Noch nicht genug damit.

„Ich mußte so schnell als möglich weit aus Torgau entfernt werden, und die Reaktion arbeitete an diesem Plane rastlos, sich Unterstützung von den führenden Stellen holend. Wenige Tage vor dem Weihnachtsfeste erschien zu früherer Stunde wie gewöhnlich mein närrischer, kleiner, kugelrunder Kontrolleur A. . . . im feinsten Anzuge in meinem Arbeitszimmer und berichtete mir mit triumphierender Miene, daß der Herr Intendanturrat Kroll ihn gestern Abend im Hotel aufgesucht und gebeten habe, mir sein Erscheinen auf heute vormittags 9 Uhr anzukündigen.

Ich fragte den Gecken, ob er den Herrn persönlich gekannt und bemerkte auf die Verneinung, daß irgend ein Weinreisender sich wahrscheinlich einen Spaß mit ihm gemacht, um ihn so früh und so glänzend ausstaffiert hier auftreten zu lassen.

Der alte Heuchler war entsetzlich beleidigt durch solche Vermutung, entfernte sich und



Prof. Jos. Breitkopf-Cosel

Relief „Die Nacht"

promenierte auf den Mittelsteinen vor meiner Wohnung in strenger Kälte auf und ab, bis der Intendanturrat erschien. Diesen trat er an und hatte ihm etwas höchst Wichtiges zu berichten. Es war, wie mir Herr Kroll später mitteilte, meine Anklage, die sich der Eitelkeit des Rats benützen sollte, denn sie betraf das Ungeheure, daß ich gewagt, den Herrn Intendanturrat mit einem Weinreisenden zu vergleichen.

Zuvörderst erhielt ich einen versiegelten Brief mit dem Ersuchen, ihn in Gegenwart des Deputierten der Intendantur zu eröffnen. Es war ein Kabinetsbefehl, der mir aufgab, binnen drei Tagen die Garnisonverwaltung an den närrischen Kontrolleur zu übergeben, mich nach Glatz zu verfügen und die dortige Verwaltung von dem Vorstande, Major Breithaupt, zu übernehmen, dieser wurde an meine Stelle nach Torgau versetzt.

Ich mußte gehorchen. Herr A . . . erwies sich aber als unfähig, daß sofort nach Berlin berichtet werden mußte, um den zweiten, seit Monaten abkommandierten Inspektor zu zitieren, damit dieser das Amt übernehme. Darüber verflossen einige Tage, die ausreichten, um den erst sehr zurückhaltenden Rat Kroll als einen entschiedenen Demokraten für mich zu demaskieren. Er verblieb oft bis spät in die Nacht in lebhaftem Gespräch bei meiner Familie und seinem alten Lehrer, den er als Rektor der Stadtschule hier wiederfand.

Die ganze Stadt geriet in Bewegung. Die Bürger machten mir Anträge, wonach ich ausscheiden solle, um als Bürgermeister nach der noch bevorstehenden Wahl in Torgau zu verbleiben. Ohne das Zweifelhafte solcher Versprechungen zu berücksichtigen, wußte ich ja, daß meine Wahl nie von der Regierung bestätigt werden würde. Sie verlangte einen Stadtvorstand, der wie der alte ängstlich des Nachts mit der Laterne durch die Straßen schleicht und die Plakate der konstitutionellen Vereine mit eigner Hand abreißt. Einen Mann aber, wie der verbannte, der nur durch eine Tagesordnung, in der das Schließen der Festungstore um 9 Uhr abends zur Aussprechung angesetzt war, den Kommandanten bewegte, mir persönlich zuzusagen, daß von jetzt ab bis 11 Uhr die Passage frei sein werde, wodurch ich die Frage als erledigt wieder streichen konnte, einen so gefährlichen Mann macht man nicht zum Bürgermeister.

Als ich am Abend vor meiner Abreise nach meiner Wohnung zurückkehrte, fand ich die Straßen festlich erleuchtet, und konnte nur mit Mühe durch die sich füllende Menschenmenge mich nach Hause bewegen. Alle Vereine erschienen, durch Deputationen vertreten, mir ihren Dank auszudrücken, wobei unter anderem der Konstitutionelle Verein der Stadt mir eine schöne große Wanduhr zum Andenken überreichte. Es wurde nicht geduldet, daß mich die gewöhnliche Post fortführe, ein Wagen mit meinem jungen Freunde Krause stand am Morgen vor der Thüre, der mich nach Dahme brachte, von wo ich auf der Eisenbahn in der bösesten Jahreszeit durch Kälte und beständiges Schneegestöber davonsauste.

So hatten mich bodenlose und unbegründete Angst, unerhörter Haß und beispiellose Rachsucht von meiner Familie gerissen und mich in ein unerwünschtes Verhältnis geworfen. Ich war über die Maßregelung nicht erstaunt. Mit dem Schlage, den die Reaktion im November 1848 ausgeführt, war die Revolution unterlegen, und es konnte nur die Frage sein, wieviel oder vielleicht wie wenig aus dem Ruin zu retten sei. Daß der Auf- und Ausbau im Innern meines Vaterlandes nur nach jahrelangen Kämpfen den Ansprüchen des Volks genügend erreicht werden würde, stand fest, dagegen konnte mit der deutschen Frage noch etwas geleistet werden, wenn das Parlament in Frankfurt sich kräftig zeigte und die Kaiserkrone an Preußen fiel. Diese Frage beschäftigte mich hauptsächlich, weil ihre richtige Beantwortung für die unterwühlten inneren Verhältnisse meinen Baugrund schaffte. In Breslau stellte ich mich dem Vorstand der Intendantur vor, der ich jetzt untergeben war. Der Herr sprach wie ein Demokrat und sagte mir sofort zu, mich auf meinen Antrag nach Torgau für einige Wochen zu beurlauben. Jetzt wollte ich in der Stadt gewählt werden, aus welcher man mich verbannt hatte, es war mir das einer brutalen Regierung gegenüber zur Ehrenstrafe geworden."

Danks genug!

Von Luise Meineck-Crull

Einst in einem anderm Leben war ich Baum,
Eine schattenreiche, hohe Linde.
Und ich hatte viele hundert Herzen,
Leichte, grün und goldne Sommerherzen,
Die die Sonne liebten und die weißen Wolken,
Kleine Vögel schirmten in den Nestern
Und vor lauter Glück im Sommerwind
Zitternd schlugen, immer auf und ab.

Später einmal war ich eine kleine
Flügelschmale, blaue Schwalbe.
Damals hatt ich nur ein einziges Herz.
Aber meine schnellen Schwingen trugen leicht mich
Über Länder, Wälder, Meere —
Und mein Auge trank der Erde Schönheit,
Bis das kleine Vogelherz
Übervoll war von dem Reichtum,
Den die Hände Gottes
Ausgeschüttet hatten über seine Welt.

Jetzt bin ich ein Mensch und habe keine Flügel,
Land und Meere hoch zu überfliegen.
Eng ward nun mein Kreis und doch so weit,
So voll Glücks und voller Seligkeiten,
Daß ich wohl der Linde tausend Herzen brauchte.
Aber wenn sie auch von Dankbarkeit
Alle tausend überflössen,
Hätt ich doch noch lang nicht
Danks genug.

Der Bildhauer Josef Breitkopf-Cosel

Von Dr. Kurt Bimler

Einer von den Unsrigen, der sich in Berlin seinen Wirkungskreis gesucht hatte und als Einundfünfzigjähriger am 18. Juli 1927 seiner Werkstatt für immer entrückt wurde, ohne das Ziel einer vollen und großen Künstlerschaft erreicht zu haben. —

Borislawitz bei Cosel war seine Heimat, ein Mühlenbesitzer sein Vater. Aus der Enge des häuslichen und heimatlichen Horizontes und aus den handwerklichen Anschauungen seiner ersten Lehrmeister in Gleiwitz und anderswo hat er, bei manchem liebenswürdigen Zuge seiner Muse, den Weg zur originalen und großen Kunst nicht ganz gefunden, trotz ministeriellen Stipendiums, Akademiestudiums und Italienreisen.

Die dreijährige Lehrerzeit (1900—1903) als Professor an der Kunstgewerbeschule zu Charlottenburg ist ebenfalls eine wenig bedeutende Etappe geblieben. Sein besseres Wollen erstickte in dem Wust einer historisierenden Kirchen- und Dekorationskunst. Und die allgemeine Erneuerung der Kunst in seinem letzten Lebensjahrzehnt mußte notgedrungen seinen biederen Handwerkssinn vollends aus dem Sattel der gewohnten Traditionen werfen. Eine Beeinflussung in der Richtung der neuen Kunst ist aus seinen Ornamenten und Plastiken nicht erkennbar.

Man muß mit der Zuneigung eines Heimatfreundes an die Kritik seiner Arbeiten gehen, die uns in den im Coseler Museum aufbewahrten Abbildungen entgegentreten. Ab und zu zeigt sich ein Anlauf zu selbständiger Auffassung oder zur Entfaltung eines großzügigen Formensinnes. Der Mangel an letzterem tritt meist bei bedeutenderen Objekten störend dazwischen. Die im Auftrage der Regierung geschaffene „Gerechtigkeit" hätte die Möglichkeit zu einer herben Stilisierung in Stein geboten. Doch verschwimmt der Körper der sitzenden Frauengestalt in unentschlossen weichlicher, kleinlicher Drapierung. Eine Dantestatuette, deren Bild Dr. Heinevetter seinem Aufsatz über unseren Künstler in der Illustrierten Beilage „Oberschlesien im Bild" vom 16. Dezember 1927 beigegeben hat, erscheint in der knappen Zeittracht glücklicher. Zugleich kennzeichnet die Verwendung des Rodinschen Motivs des „Denkers" in der Körper- und Handhaltung die Art seines Schaffens, welche Anleihen bei den Taten Größerer nicht scheut. Eine von Holz geschnitzte Lisztbüste z. B. hat ihr Vorbild in Max Klingers prachtvoll stilisierten Kopfplastik dieses Tondichters.

Für das Reliefporträt fehlte Breitkopf — wenn man ernste Kritik übt — die Begabung, besser gesagt, sie fehlte ihm für das Relief überhaupt, gleichviel, ob es sich um Porträt oder seine biblischen Szenen handelt. Die Verwechslung von Relief und Bild ist ein oft bemerkbares Übel bei Bildhauern, abgesehen von anderen Irrungen, denen

Breitkopfs Reliefstil ausgesetzt war. Hier äußert sich am krassesten ein über das Handwerk wenig hinausgehendes Können.

Das Konventionelle in seinen Dekorationsarbeiten zeigt die abgebildete Füllung mit steif und trocken komponiertem Fruchtkranz und unorganisch eingesetztem flachem Löwenkopf. Dieser Art sind viele seiner dekorativen Plastiken an Staats-, Kommunal- und Privatbauten, selbst am Berliner Erweiterungsbau des Kaufhauses Wertheim in der Leipziger Straße. Die Zeitschrift „Der Modelleur und Bildhauer" (Jahrgänge 12 und 16) hat eine Reihe von seinen Dekorationsplastiken mit Tier- und Pflanzenmotiven als „Musterbeispiele" veröffentlicht und dadurch dem Künstler ein unvorteilhaftes Denkmal gesetzt.

Am erfreulichsten wirken Breitkopfs Kinderfiguren. Der Putto barocken Schlages ist unter seinen formenden Händen wieder aufgelebt, der singende, geigende, blasende Putto, der hoch oben auf Brüstungen und Simsen der Orgel sitzt und jubiliert. Die Vorliebe für die Kinderfigur tritt uns auch in Fällen entgegen, wo der Putto nicht üblich ist. Sein Jubiläumsbrunnen in Waidmannslust trägt als bekrönende Figur einen solchen Buben mit Köcher und Pfeil als St. Hubertus. Ein ganz reizendes Kinderköpfchen hat der abgebildete dralle kleine Geiger — aber, man beachte die unkünstlerische Zutat: eine reale Kindergeige im Arm!

Als reifste und im Lobe uneingeschränkteste Komposition kann das Relief der „Nacht" gelten. Der architektonische Aufbau aus Rechteck, Dreieck und Halbkreis paart Kraft mit Milde und Wohllaut, der sich in voller Auswirkung über die reizende Figurengruppe ergießt. Dem Kinderfreund liegt auch hier wieder die Symbolisierung der Menschen durch niedliche Puttogestalten nahe, deren Anordnungsachse in der Schräge zu dem sanften Madonnengesicht führt. Die Behandlung ist im ganzen sehr weich und fließend, so daß man sich dieses Relief, das die Anlehnung an Robbias Madonnen in Blumen- und Fruchtkränzen nicht verleugnet, gern gefallen läßt.

Eine oberschlesische Miniaturmalerin

Von Joh. Schmidt

Die Miniature ist eine Kunst, die heute kaum noch gepflegt wird; es liegt dem Maler unserer Zeit im allgemeinen nicht, mit feinstem Pinsel winzige Striche zu ziehen, zarteste Farben auf kostbarem Material aufzutragen und für diese minitiöse Arbeit Stunden auf Stunden und viel Geduld zu verwenden. Miniaturmaler sind selten geworden.

Doch gerade in dem verträumten, alten Fürstensitz in Oberschlesien, in Bad Carlsruhe, hat sich eine Miniaturmalerin, Fräulein Bernhardine Heer, niedergelassen. Aus Oppeln gebürtig, führte dieser Lebensweg in die große Welt; in Paris, Wien und Brüssel wurde die Kunst der Miniature studiert, Landerset war einer der Lehrer, der französische Adel, die haute finanze waren Auftraggeber, in den Schlössern der Bretagne finden sich Miniaturen von B. Heer. Nach Paris noch ein längerer Aufenthalt in Wien, dann kam die Unterbrechung des Krieges und damit das Aufhören aller Aufträge. Erst seit kurzem entdeckte die Heimat die Künstlerin, und es entstanden die liebenswürdigen Bildnisse der Kinder des Grafen Garnier-Turawa, eines Prinzen von Württemberg und andere mehr. Die zarten Züge eines Kindes, die weiche Modellierung eines Frauenkopfes sind der geeignete Stoff für diese feine Kunst mit den hauchartigen und doch so leuchtenden Farben. Doch glückt der Künstlerin auch ein Charakterkopf, wie der ihres Vaters, des Sanitätsrats Heer, des früheren Leiters der Oppelner Hebammen-Lehranstalt, der diesen Zeilen als Reproduktion beigegeben ist.

Wünschen wir der Künstlerin, daß Aufträge aus der nahen und weiteren Heimat ihr zeigen, daß auch in oberschlesischen Häusern mit Tradition noch Sinn für ihre liebenswürdige seltene Kunst vorhanden ist.

Die Kerze

Von Konrad Schmidt

Du stille Kerze, die mit goldnem Schein
Die Dinge, dir mir sonst die Nacht entreißt,
Zurück mir gibst und mich von Furcht befreist,
Daß ihrer, wie mein selbst, ich mich kann freun;

Sinnbild des Ich: denn du trägst Sinn hinein
Ins Finstre, das mit Rätseln mich umkreist;
Und blöden Stoff verwandelst du in Geist,
Unschlitt in Licht, du Wunder, stark und rein!

Wie ehr' ich dich, die alles du entbindest,
Was du im Fremden noch dir ähnlich findest,
Und, was stets unten bleibt, nach oben reißt?!

Bis selber du im vollen Tag entschwindest
Und so als Letztes mir auch das verkündest,
Daß Tod nur Rückkehr ist zum ew'gen Geist.

Von oberschlesischen Eremiten

Von Dr. Alfons Nowack

In allen Perioden des christl. Zeitalters zogen sich tiefer angelegte Persönlichkeiten, von dem Verlangen nach Selbstbesinnung und innigerer Vereinigung mit Gott geleitet, vorübergehend oder dauernd an abgeschiedene Orte zurück und suchten sich hier in völliger Entsagung durch Gebet und Arbeit zu heiligen und zu höherer Vollkommenheit zu gelangen. Gewöhnlich gilt der hl. Paulus von Theben, der seit etwa 250 in der ägyptischen Wüste neunzig Jahre verborgen lebte, als der erste Eremit und Stifter der in Rede stehenden Lebensweise. Wüsten, Berge, Felsenhöhlen und abgelegene Wälder waren besonders gern aufgesuchte Stätten dieser Liebhaber der Einsamkeit. Während die einen zeitlebens für sich blieben und nur zum Gottesdienst und zum Empfange der hl. Sakramente aus ihren Klausen in die nächste Ortschaft kamen, hatten andere nur gesonderte Schlaf- und Arbeitszellen, fanden sich jedoch täglich zum Gebet und zur Erholung zusammen. Die Kirchengeschichte kennt nicht weniger als 46 Einsiedler-Gesellschaften. Die bekanntesten sind die Kamaldulenser, die in Bielany bei Krakau ein Kloster besitzen, die Karthäuser, die in Schlesien bis zur Reformation eine Niederlassung und zwar in Liegnitz hatten, und die Augustinereremiten, die in unserer schlesischen Heimat nur in Breslau (bei St. Dorothea vorübergehend) und in Strehlen nachweisbar sind.

In Oberschlesien hat weder eine männliche noch eine weibliche päpstlicherseits approbierte Einsiedlergenossenschaft eine Niederlassung begründet. Dagegen lebte zeitweise auf dem Kapellenberge bei Neustadt eine kleine Eremitenkommunität nach einem vom Bischof bestätigten Statut. Ein gebürtiger Neustädter, Adam Ruppich, hatte 1728 eine Wallfahrt nach Rom unternommen und sich dort in den dritten Orten des hl. Franziskus aufnehmen lassen. Nach seiner Rückkehr baute er sich auf dem genannten, damals noch ganz bewaldeten Berge mit Unterstützung des Magistrats sowie des Sigismund und des Friedrich Weidinger eine hölzerne Einsiedelei. Da er aber während seiner Abwesenheit wiederholt bestohlen wurde, nahm er einen Gefährten in der Person des Jakob Fistel an. Später stiftete Kaufmann Paul Ernst Weidinger dort eine dritte Eremitenstelle. Ihre Andacht verrichteten die Einsiedler in einer kleinen Kapelle, die am 10. Juni 1744 vom Neustädter Erzpriester Vietz geweiht wurde. Die Lebensweise der Einsiedler wurde durch ein aus 24 Paragraphen bestehendes Statut geregelt. Die Tagesordnung war folgende: 4 Uhr Aufstehen, 5 Uhr Morgengebet, Matutinum und Laudes aus den großen marianischen Tagzeiten, Rosenkranz, Betrachtung, 6 Uhr hl. Messe, dann Arbeit, 10 Uhr kleine Horen und Rosenkranz, 11 Uhr Mittagessen mit geistlicher Lesung, eine halbe Stunde Ruhe, hierauf Arbeit, 3 Uhr Vespergebet, Rosenkranz, Arbeit. Im Winter um 7, im Sommer um 8 Uhr Gewissenserforschung und

Betrachtung. An den Vigilien der Marienfeste, der heiligen Einsiedlerpatrone und an den Quatembertagen war Fasten bei Wasser und Brot vorgeschrieben. Schelten, Fluchen, Zorn und Haß sollte aus der Eremitage verbannt sein, Einigkeit, Liebe, Demut von allen geübt werden.

Infolge des Hinscheidens des Fr. Adam und der unter den Einsiedlern entstandenen Unstimmigkeiten löste sich die kleine Kommunität leider auf. An ihre Stelle trat 1751 auf Veranlassung des Kommerzienrats Weidinger eine neue Organisation, die bis 1810 fortbestanden hat. Es erhielten nämlich die Neustädter Kapuziner die Leitung der Eremitage. Ein Kapuzinerpater trat an die Spitze der kleinen Gemeinde, die außer ihm und einem Sozius noch aus höchstens drei Teriaren des Kapuzinerordens bestehen sollte.

Ganz für sich lebende Einsiedler lassen sich in Oberschlesien meines Wissens erst seit dem 17. Jahrhundert nachweisen, wenngleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß es schon im Mittelalter hier Klausner gab. 1667 entstand hinter dem Rochuskirchhofe bei Neisse eine Einsiedelei. 1694 errichtete sich Ferdinand Wilhelm Trach, Freiherr von Brzezie am St. Annaberge auf eigene Kosten eine Einsiedelei. Er war als Page am Hofe des Bischofs Sebastian von Rostock zum katholischen Glauben übergetreten, hatte 1664 die Priesterweihe und schon nach einem Vierteljahre die Pfarrei Centawa bei Groß Strehlitz erhalten. Von 1674 bis 1694 war er Pfarrer von Lubowitz, seit 1680 auch Kanonikus in Ratibor. Das musterhafte Leben des priesterlichen Einsiedlers, der früher ein martialisches und weltmännisches Äußere gezeigt hatte, erbaute die Gläubigen. Am 17. Mai 1701 starb er an den schweren Verwundungen, die ihm tags zuvor ein Briefbote mit seinem Spieß beigebracht hatte. Von 1775 bis 1793 führte Joachim von Skal in seiner Klause unterhalb des Klosters St. Annaberg ein Einsiedlerleben. Als er im November des letztgenannten Jahres im Alter von 90 Jahren starb, wurde er in der Gruft des Kirchhofs beigesetzt. Auch weibliche Eremiten wohnten in St. Annaberg, so die adlige Jungfrau Cäcilia Jaschinska, die im April 1800 starb, und die berühmte Einsiedlerin Petronella von Korzeniowska, um die sich, wie P. Chrysagonus Reisch in seiner Geschichte des St. Annaberges schreibt, ein förmlicher Sagenkreis gesponnen hat. Sie stammte aus der Ukraine, ließ sich im Alter von 20 Jahren aus Liebe zum zurückgezogenen Leben am St. Annaberge nieder, trat in den 3. Orden des hl. Franziskus und diente nun 50 Jahre lang in größter Frömmigkeit dem Herrn, der sie im Alter von 70 Jahren am 14. Juli 1811 in die ewige Heimat abberief. Das Leschnitzer Totenbuch nennt sie „die Gräfliche Freule Petronella Korzeniowsky, Eremitin". Von einem merkwürdigen Eremiten, der wohl in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei Hultschin wohnte, erzählt Weltzel in den „Besiedelungen des nördlich der Oppa gelegenen Landes": „Hinter dem Schlößchen in der

Obora lag in dichter Wildnis eine Einsiedelei, die ohne Führer niemand zu finden vermochte. Dort lebte als Eremit ein überaus frommer Mensch, der jeden Tag zur hl. Messe kam. Wenn er durch ein Sprachrohr an ruhigen Abenden die Stadt dem Schutze Gottes befahl und ihr ‚Dobra noc' (Gute Nacht) zurief, so konnte man es auf dem Ringe in Hultschin dumpf vernehmen. Er hatte einen abgerichteten Hund, der ihm alles zubrachte, was auf einem Zettel, der in einem Tüchlein am Halse hing, geschrieben stand. Als einmal der Einsiedler schon drei Tage nicht zur Kirche gekommen war, lief dessen Hund auf die Dechantei und winselte, so daß man vermutete, sein Herr sei erkrankt. Obgleich großes Schneegestöber herrschte, so sandte doch der Dechant einen Knecht in den Wald, um nachzuschauen. Derselbe fand den Einsiedler bereits tot und im Sarge liegend vor." Ein Einsiedler, Fr. Matthias Korcka, der im Alter von 80 Jahren verschieden war, wurde 1739 in der Pfarrkirche zu Hultschin beigesetzt. Im Schloßgarten bei Oberglogau bestand sicher am Anfange des 18. Jahrhunderts eine Eremitage. Dieselbe wurde am 31. Januar 1731 ein Raub der Flammen, wobei der Einsiedler Jakob Marx den Erstickungstod fand.

Während des siebenjährigen Krieges waren schlesische Einsiedler — ob mit Recht oder Unrecht, ist heut schwer zu sagen — in den Verdacht gekommen, zu Gunsten Österreichs Spionage zu treiben. Minister Graf von Schlabrendorff forderte daraufhin von der Breslauer Departementsregierung unterm 29. Mai 1759 eine Nachweisung aller in diesem Departement bestehenden Eremiten und Eremitagen ein. Infolge der kriegerischen Unruhen verzögerte sich die Erledigung dieser Angelegenheit. Erst unterm 11. Mai 1767 konnte die Breslauer Departementsregierung dem Minister berichten, daß sich in ihrem Departement 30 Eremitagen befinden, von denen nur eine einzige, nämlich die bei Neustadt von der Familie Weidingen gestiftete eine förmliche Fundation oder einen bestimmten Fonds zu ihrem Unterhalt besitze. Alle Eremiten seien, bemerkt das Departement, in zwei Klassen zu teilen. Die erste Klasse begreifen in sich diejenigen Einsiedler, „so bei ordentlichen Kirchen und Kapellen wohnen und bei diesen in Funktion stehen, davon auch ihren Unterhalt genießen". Die zweite Klasse umfasse diejenigen, „welche lediglich in abgesonderten Orten wohnen und von Almosen leben". Erstere seien als ordentliche Kirchendiener, letztere als „unnütze Beschwerden des Publici und privilegierte Bettler" anzusehen. Zur ersteren Klasse gehörten die Eremiten 1. beim Kloster Grüssau, 2. bei der Neuhauser Kirche, 3. bei Stift Trebnitz, 4. bei der Habelschwerter Florianskirche, 5. bei der Reinerzer St. Trinitatiskapelle. Alle übrigen 24 Eremiten zählten zur zweiten Klasse. Das Departement beantragt nun, daß (abgesehen von der Neustädter Eremitage) nur die genannten 5 Eremiten der ersten Klasse beizubehalten seien, mit der Maßgabe, daß unter Umständen die Eremitage auch „einen abgelebten armen oder zu



Prof. Jos. Breitkopf-Cosel — Detail
Museum Darmstadt

anderer Arbeit untüchtig gewordenen Untertan oder Bürger (nicht bloß einen „Geistlichen") bei künftiger Vakanz konferiert werden möchte". Dagegen sollten die übrigen 24 Eremiten nur noch ad dies vitae geduldet, nach ihrem Tode ihre Eremitagen zu einem anderen Behufe bestimmt und eingerichtet werden. Der Vorschlag des Departements wurde vom Minister im Prinzip angenommen.

Aus der im Breslauer Staatsarchiv[1] befindlichen „General Designation aller im Breslauischen Departement befindlichen Eremiten, wie solche anno 1759 auf die an sämtliche Land- und Steuer-Räte ergangenen Untersuchungs-Ordre befunden worden" ersehen wir, daß in dem damaligen Oberschlesien folgende Einsiedeleien bestanden:

1. Kreis Grottkau. 1) Auf dem Territorium der Stadt Grottkau vor dem Neisser Tore. Der Eremit Balzer Hoffmann, aus Kamenz gebürtig, gehörte dem Orden des hl. Franz von Paula an. Er hatte den Platz, wo seine Klause stand, vom Magistrat geschenkt erhalten und nährte sich von Zimmer- und Tischlerarbeiten und Almosen. 2) Auf dem Territorium der Stadt Grottkau vor dem Münsterberger Tore. Der aus Halbendorf stammende Einsiedler George Hoffmann hatte seine Eremitage auf eigene Kosten auf einem von der Grundobrigkeit ihm geschenkten Platze erbaut. Er lebte vom Gartenbau und von der Bienenzucht und gehörte dem Franziskanerorden (3. Orden) an. Er wurde — vor 1767 — von einem Reiter des Regiments Seidlitz ermordet. Seinen „sehr nutzbaren" Obstgarten erstand später ein Husar vom Möhringschen Regiment. 1802 erhielt der Eremit Severin Weiß, bisher Eremit an der Lorettokapelle zu Eckersdorf, Grafschaft Glatz, die Erlaubnis, sich in der beim Hause des Bürgers Weinkopf befindlichen Eremitage niederzulassen, nachdem er erklärt hatte, daß er sich seinen Unterhalt durch Dienstleistungen bei der Grottkauer Kirche verdienen wolle. 3) Bei Neuhaus auf dem Territorium dieses Ortes. Der Einsiedler Almondus Regimann aus Osteritz in der Ober-Lausitz stammend, wird als Minorit bezeichnet. Er erhielt für dienstliche Verrichtungen bei der Kirche Unterstützung von der Grundherrschaft.
2. Kreis Neisse. 1) Bei Hennersdorf und zwar bei der dortigen Kreuzkirche. Der Einsiedler Ignaz Klein aus Ottmachau, Mitglied des Petrinerordens, hatte die Klause von seinem Vorgänger Franz Caspar käuflich erworben und wurde von der Gemeinde unterhalten. 2) Bei Rochus. Der Einsiedler Johann Casparus aus Neisse, Franziskaner, bewohnte die vom Neisser Bürger Karl Schlein aus Almosen erbaute Klause und lebte nur von Almosen.
3. Kreis Groß Strehlitz. Beim Kloster St. Anna auf dem Territorium des Dominiums Zyrowa. Der Eremit Lorenz Nimura, Franziskaner, hatte vom Dominium freie Wohnung und Holz, vom Kloster seinen Unterhalt.

[1] Rep. 199 M R XIII. 26 b.

4. Kreis Oppeln. Im sogenannten Tiergarten bei Proskau. Der Einsiedler Fr. Fidelis, Kapuziner, aus Klagenfurt gebürtig, lebte von Almosen des Dominiums Proskau.
5. Kreis Neustadt. 1) In Gollschowitz. Der Einsiedler Onuphrius, Kapuziner, wurde von dem Dominium Kujau unterhalten. 2) Auf dem Kapellenberge bei Neustadt. Hier befanden sich 5 Kapuziner, nämlich P. Superior Othmar, dessen Sozius P. Hippolytus und die Laienbrüder Markus, Jakoponus und Othmar. Die königliche Konzession zum Neubau der verfallenen Eremitage war dem Kommerzienrat Weidinger in Neustadt unterm 20. September 1752 erteilt worden. Die Fundation bestand in 3700 Gulden, die von Weidinger herrührte.
6. Kreis Tost. 1) In Wischnitz, Herrschaft Tworog. Der Einsiedler Ambrosius, Franziskaner, lebte von Almosen. 2) Bei Ujest auf herrschaftlichem Territorium. Der Einsiedler Onuphrius Stier, Franziskaner, wurde vom Dominium unterhalten. 3) Bei Tost auf dem Stadtgute Boguschütz. Hier lebte ein Eremit Jakob Schultz, Franziskaner, von Almosen.
7. Kreis Rosenberg. Bei St. Anna. Der Eremit Michael Velian, Franziskaner, lebte von Almosen.

Nach vorstehender Tabelle gab es demnach 1759 in Oberschesien 13 Eremitagen. Später sind Einsiedler noch in folgenden Orten nachweisbar: 1) Stanisch. Fr. Makarius, ordinis Reformatorum, der etwa 30 Jahre dem Konvente St. Annaberg angehört hatte, erwählte mit Dispensation der Oberen den Einsiedlerberuf und führte als Eremit weitere 30 Jahre ein exemplarisches Leben in Stanisch. 89 Jahre alt starb er am 29. März 1805 im herrschaftlichen Lazarett zu Groß Strehlitz und wurde auf dem Kreuzkirchhofe beerdigt. 2) St. Brixen bei Kostenthal. Der Eremit Johann Koßmann stiftete im Alter von 70 Jahren, am 22. Februar 1811 22 Gulden zur Erbauung einer Einsiedelei und bat, bis zu seinem Tode in freiwilliger Armut den Habit tragen zu dürfen. Der Eremit lebte nur von den milden Gaben, die ihm ins Haus gebracht wurden, und hütete das freundliche Feld- und Wallfahrtskirchlein St. Brixen. 3) Neustadt. 1859 erlaubte Fürstbischof Heinrich Förster dem Wilhelm Weber, das Eremitenkleid anzulegen, in dem ehemaligen Alkantinerklösterchen St. Josef im Walde unter Aufsicht des Erzpriesters von Neustadt zu wohnen und das Klosterkirchlein zu bewachen. Gewissenhaft erfüllte Weber seine Obliegenheiten, bis 1863 das Klösterchen den Franziskanern übergeben wurde. Außerdem soll es noch in Mschanna, Twardawa und Neudeck Einsiedler gegeben haben. Gegenwärtig sind wohl in Oberschlesien St. Annaberg und Kostenthal die einzigen Orte, in denen noch Einsiedler wohnen.

Zum 80. Todestag des Fürsten Felix Lichnowsky*

Von Edith Janitzek

An einem schönen Julitage des Jahres 1848 saß unter den Gebüschen der Ruine Hohenbaden eine Tafelrunde von Damen und Kavalieren, heiter und fröhlich, als wären sie aus dem altfranzösischen Roman La Rose lebendig geworden. Die Highlife von Baden-Baden hatte sich zusammengefunden, goldiger Rheinwein und rosiger Champagner perlte in geschliffenen Kelchen.

Von der Badeverwaltung war ein Preis für die schönste Dame der Saison ausgeschrieben und den Preis hatte die Herzogin von Sagan erhalten. Sie wurde beglückwünscht, man ließ sie hochleben, und Fürst Felix Lichnowsky hielt ihr mit vielsagendem Blick sein Glas entgegen. Sie lächelte, Rosendüfte zogen herauf, aus dem Park klang Musik.

Immer fröhlicher und ausgelassener wurde die Stimmung; man warf sich Blumen zu, überhäufte die Herzogin mit Schmeicheleien, scherzte übermütig, als wäre das Leben ein einzig schöner Traum.

Niemand sah in diesem Augenblicke das Gespenst des Jahrhunderts — den Bürgerkrieg, der in Frankreich schon sein Leichentuch ausbreitete — man schlug dort soeben die Julischlacht des Jahres 1848 —.

Die Sonne war bereits hinter der Schloßruine gesunken, als die Gesellschaft aufbrach. Jeder Herr geleitete seine Dame in das Bad zurück, nur Fürst Lichnowsky blieb mit der Herzogin bei dem alten Gemäuer.

Sie ließen ihre Blicke über das sommerreife Land schweifen. Von der Rheinebene klangen Glocken wie aus weiter, weiter Ferne, Abendschatten lagen über den dunklen Wassern des Waldsees und die feine Farbtönung am Horizont fesselte ihre schönheitsgewöhnten Augen. — — Das ungleiche Paar gab sich dem Abendzauber an der Dos hin, der Fürst hielt die schlanke Hand der schönen Frau in seiner Rechten, sie sah ihm in sein vornehmes Gesicht mit den schwärmerischen dunklen Augen — und seufzte. — Sagte ihr eine Ahnung, daß es bald im Todeskampf zucken sollte? — Vor vier Jahren war sie ihm zum ersten Male begegnet. Es war bei einer Abendgesellschaft der Gräfin Hahn-Hahn. Seine Abenteuer in Spanien und Portugal hatten ihn längst an fast allen europäischen Höfen bekannt gemacht und mit dem Nimbus eines fahrenden Ritters umgeben, dem Frauendienst, Minnesang, Turniere und Kreuzzüge, Ruhm und Glück gebracht hätten.

* Edith Janitzek schreibt uns dazu: „Die Skizze fand ich im Nachlaß einer Großtante von mir, die den Fürsten und die Herzogin von Sagan persönlich kannte; ich habe sie umgearbeitet."
Über den Fürsten Felix von Lichnowsky vergl. u. a. Alfons Perlick: „Ein Lied auf den Tod des Fürsten von Lichnowsky" im „Oberschlesier", Juniheft 1927. Im gleichen Heft war auch ein wertvolles Bildnis des Fürsten Felix veröffentlicht.

Die Herzogin war um 20 Jahre älter und bereits Großmutter — und doch fanden sich ihre Herzen. Sie war in ihrer kosmopolitischen Ehe mit dem Neffen Talleyrands, dem Grafen Perigrod, nicht glücklich gewesen und durch den Fürsten Felix Lichnowsky ging der Traum ihres Herzens, eine ideale Männerfreundschaft, in Erfüllung. Trotz ihres Alters war sie noch immer eine sehr schöne Frau, obgleich ein boshafter Schriftsteller sie nur ein „schönes Kunstwerk" nannte, und sie bald mit einem weiblichen Ulysses, bald mit einer Kirke verglich.

Der Fürst Lichnowsky machte ihr sein herrliches Allodialbesitztum, Schloß Grätz, bei Troppau in Mährisch-Schlesien zum Geschenk. Er hatte daselbst Schätze, die er mit eifrigem Kunstfleiß sammelte, angehäuft, und von allen seinen Reisen kehrte er immer dahin zurück.

Jahre hatten sie in Freude und Rausch gelebt, das letzte Beisammensein der Herzogin und des Fürsten war der Abend auf der Schloßruine und ahnungsvolle Schatten kommender Ereignisse ließen die Herzogin aufseufzen. —

Acht Wochen später .... am 18. September wurden Felix Lichnowsky und der General Auerswald bei einem Spazierritt in Frankfurt am Main von einem Pöbelhaufen angegriffen. Sie flüchteten, wurden aber auf der Borkheimer Heide gefaßt und in bestialischer Weise ermordet.

Das Schloß Grätz, in dem der unglückliche Fürst ein vollständiges Museum angelegt hatte, erweiterte seine Sammlung um einen merkwürdigen Inhalt. Die Reliquien seines Todes hatte die tiefgetroffene Herzogin in seinem Lieblingszimmer unter Glaskästen aufbewahrt. —

Das blutige Batisthemd mit den halb zerrissenen Manschetten, der feine graue Sommerhut, ein Stückchen Holz von einer Pappel, an welcher der zu Tod erschöpfte Fürst lehnte, und einige Steine aus der Kellerwand, die ihm im Anfang der Verfolgung einigen Schutz gewährte. — Neben der Totenmaske von Gips lag eine Abbildung der linken Hand — die rechte wurde ihm bei der Verfolgung zerschmettert —. Von jedem der zahlreichen Totenkränze war ein Blatt aufbewahrt — sie füllten beinahe einen ganzen Glaskasten — wie seine Briefe und Tagebücher in einem schwarzversiegelten Schrank.

In diese melancholische Erinnerungswelt voll Schmerz und Erdenstaub sah das lebensfrohe Bild des Fürsten sieghaft schön mit glücklichem Ausdruck herab — und welch ein tragisches Schicksal! — Ihm, der sich nach Kränzen von Lorbeeren und Myrten gesehnt hatte, wurde die Märtyrerkrone bescheert.

Die Herzogin erstattete das Schloß Grätz der Familie Lichnowsky zurück, der Tod ihres Lieblings hatte sie seelisch gebrochen, sie überlebte ihn jedoch um 14 Jahre. Sie starb am 13. September 1862.

Brände in Alt Neisse

Von H. Dittrich

Unter den mannigfachen Heimsuchungen, von welchen die Städte-Chroniken des Mittelalters erzählen, nehmen die ergreifenden Schilderungen von furchtbaren, weite Stadtteile, ja ganze Städte, verheerenden Feuersbrünsten einen breiten Raum ein. Gerade diese großen Brände waren es, die dem Bürger ehedem Hab und Gut, Glück und Wohlstand vernichteten und ungezählte Schätze der Vergangenheit für immer zerstörten, deren Reste mitunter noch in unseren Tagen aus altem Brandschutt zum Vorschein kommen. In Schlesien brannte nach neueren geschichtlichen Forschungen im 15. und 16. Jahrhundert fast jedes zweite Jahr eine Stadt nieder! Neben den mangelhaften Löscheinrichtungen des Mittelalters ist der Hauptgrund wohl in der geringen Feuersicherheit der Bauwerke zu suchen. Bis weit in das 18. Jahrhundert hinein läßt sich in Neisse die Periode der Holzbauten für Bürgerhäuser, und namentlich für Hinterhäuser verfolgen, und selbst als man mehr und mehr zum Backsteinbau überging, blieben doch hohe Stroh- und Schindeldächer noch so üblich, daß man in Neisse anno 1757 noch 361 mit Schindeln gedeckte Häuser zählte neben nur 85 Ziegeldächern. Infolge strenger feuerpolizeilicher Vorschriften gab es 1775 241 Ziegel- und 293 Schindeldächer. Ein anschauliches Bild jener steilen Giebeldächer, die sich über dem Gewirr der engen Höfe der Stadt noch im 18. Jahrhundert auftürmten, gibt das jüngst im Neisser Museum aufgestellte hölzerne Modell der Stadt auf 3½ : 3½ m Grundfläche, welches einen neuen Anziehungspunkt bildet für Alt und Jung.[1]

Eine Brandchronik einiger oberschlesischer Städte ist im 14. Bande der Zeitschrift „Oberschlesien" (1915/16) enthalten. Auch die Brände von Oberglogau sind bereits beschrieben (Nr. 4 und 5 Jahrg. 1926 der heimatkundlichen Beilage zur Ober-Glogauer Zeitung).

Im Folgenden soll über die schweren Brände berichtet werden, welche die Stadt Neisse im Laufe der Jahrhunderte heimgesucht haben. Der Verfasser hat einmal vor 30 Jahren bei Gelegenheit des 19. Schles. Prov.-Feuerwehrtages in Neisse einige Daten darüber veröffentlicht. Die in den Tagen vom 6. bis 13. Juli 1928 in Breslau stattgehabte historische Ausstellung des deutschen Feuerwehrwesens gibt Anlaß, dieses Thema auch einmal im „Oberschlesier" zu behandeln und dadurch die vorerwähnten Brandchroniken oberschlesischer Städte in Bezug auf Neisse zu ergänzen. Dies umso mehr, als das Neisser Museum auf Wunsch auch

[1] Der Verfertiger dieses Modells, Herr Karl Kattner, Neisse, Breslauer Straße, hat das alte Neisse von 1740 mit großer Sorgfalt und historischer Treue wiedergegeben; er nimmt auch weitere Aufträge zur Herstellung von solchen Modellen entgegen.

einige Feuerwehr-Altertümer zur Breslauer Ausstellung geschickt hat,[2] wie es ja auch frühere Breslauer Ausstellungen — die Textil-, Spielzeug- und deutsche Wein-Ausstellung — durch interessante Stücke aus der Neisser Vergangenheit bereichert hat (vgl. das Märzheft des „Oberschlesier"). Folgende Brände hat Neisse erlitten:

Anno 1401, am Tage des hl. Vitalis, an einem Donnerstage (28. April) in der Nacht entstand in der Altstadt auf der Schadegasse Feuer. Nicht nur die Altstadt ging in Rauch auf, sondern die Flammen verbreiteten sich auch auf den Roßmarkt — (Salzring) — äscherten die Kramer-, Juden- (Josephs-), Weberstraße und den „Graben" ein und griffen von da bis auf die Breslauer- und Hundestraße (Wilhelmstraße) um sich. Sogar die Pfarrkirche des hl. Jakobus wurde ein Raub des empörten Elementes, das selbst das Innere gemauerter Wohnhäuser nicht verschonte und die gesamte Habe der Bewohner rettungslos verzehrte.

In dem Gotteshause wurde alles verbrannt und verdorben, kein einziges Bild gerettet, sogar die Glocken und das bleierne Dach schmolzen in der ungeheuren Glut!

Henels „Silesiographia renovata" Cap. VII. S. 381 enthält über diesen Brand folgende Reime:

Am Tag Vitalis in der Nacht,
Der Brand zu Neyß viel Schaden bracht,
Und als er in der alten Stadt
Den meisten Theil verbrennet hat,
Flog's Feuer auf den Roßmarkt rein
Und kam die Judengassen ein.
Der Graben und die Bischofs-Gaß,
St. Jakobi's-Kirch lag ganz in Asch!

Kaum hatten sich die Bürger von diesem schrecklichen Unglück erholt, da erschienen 1433 die Hussiten, verwüsteten die Vorstädte und brannten Kirche und Hospital der Kreuzherren — damals noch von Holz — bei der Kirche Maria in rosis — nieder.

Im Jahre 1489 brach am Sonntag nach Bartholomä in der Zollstraße ein Feuer aus, das in wenigen Stunden die Badstube mit mehreren Bürgerhäusern in Asche legte. (Nach der Stuckartschen Chronik vom Jahre 1492.)

1513. Am St. Katharinentage dieses Jahres brannten auf der Grabenstraße mehrere Häuser nieder. Am 21. September desselben Jahres wurde ein Teil des Ringes, die Petersgasse, die Peterskirche, die Hundegasse — (Friedrichstraße), die eine Seite der Münsterbergergasse — (Berlinerstraße) durch Brand zerstört, also das ganze große Häuserviertel am Ringe, in dessen Mitte der Gasthof „zu den drei Kronen" — vormals Liebigs Hotel — liegt.

[2]) Dieselben sind weiter unten genannt.

1524 am 10. März entstand zwischen 4 und 5 Uhr abends ein Feuer auf der Schadegasse, welches 9 Höfe in der Altstadt einäscherte. Am 22. Juni desselben Jahres zwischen 3 und 4 Uhr morgens ging auf dem Ringe bei einem Bürger Namens Kilian Adam ein gewaltiges Feuer auf, sodaß 80 Häuser eingingen und verbrannten. Das ganze Häuserviertel zwischen der Berliner- und der Haferstraße und der Wilhelmstraße wurde ein Raub der Flammen. Bischof Jakob von Salza gab den durch Brand heimgesuchten Bürgern für 10 Jahre, den in Grund Abgebrannten aber für 15 Jahre volle Abgabenfreiheit.

1525 brachte die verheerendste Feuersbrunst für die Stadt. Am Dreifaltigkeitstage, den 11. Juni, in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr brach in dem Hause des Ratsherrn Mathias Neumann auf der Bischofstraße ein Feuer aus und verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit. Der Brand erstreckte sich von den Altaristenhäusern bis zur Töpfermühle (jetzt Bärs Druckerei) auf den „Graben", wo die Tuchmacher wohnten, über die ganze Bischofstraße zur Bischofmühle, welche samt dem Bischofhofe zerstört wurde. Weiter verbreitete sich die Feuersbrunst von der Vogtei (jetzt Mädchenschule) über die Buttermarktseite des Ringes zur Zollstraße; die Kramerstraße und die Kreuzherrenkirche am Salzringe wurden ebenfalls zerstört, ja, das Feuer griff sogar in die Altstadt hinüber und vernichtete hier das Hospital Maria in rosis (jetzt Marienstraße Nr. 4). Ein Bürger, Laurentius Banke und seine ganze Familie, 18 Personen, kamen in den Flammen um; gegen 200 Personen erstickten oder verbrannten in den Kellern, wohin sie sich geflüchtet hatten! Auch das Schloß wurde vom Feuer ergriffen. Die hinter den Schießscharten geladen stehenden Kanonen brannten durch die enorme Hitze los und schleuderten ihre scharfe Ladung gegen die Wohnung der Kreuzherren — (den an die Kirche anstoßenden Flügel des Gymnasii) und in die Haufen der zur Löschung und Rettung herbeieilenden Männer. Die Feuerwelle wälzte sich dann fort auf die Marien-Himmelfahrtskirche (Gymnasialkirche), den Roßmarkt und die Zollstraße. Das Elend infolge dieses Brandes war schrecklich. Bischof Jacob v. Salza gewährte den unglücklichen Bürgern 15 Freijahre und suchte den Schaden durch Ausgleichung der Forderungen an die Abgebrannten zu lindern und den Wiederaufbau der Stadt zu fördern.

Auch dieses Brandes wird in Henelius „Silesiogr." poetisch gedacht mit den Versen:

Anno 1525
Ach Gott, wie offt Dir arme Stadt
Des Feuers Brunst geplaget hat!
Doch ist es alles Kinderspiel
Gegen dem, was ich sagen wil:
In Trinitatis den Sonntag

Des Nachts um zwölf Uhr es geschah
Auf der Bischof Gaß Neumann genannt
In seinem Haus ein Feuer anbrant
Thät großen Schaden manchem Mann
Den Bischofhof es auch mitnahm
Der Hoffmühl samt der Priester Häuser
Fleischbank, Badstuben und Tuchmacher
Die Kirche auch der Creutzherren
Einbrant, wer kont solch Feur wehren?
Demnach die Zollgaß auch anging
Und brannt hinauf bis an den Ring
Allda ein Mann hieß Lorentz Banck
Löscht heftig und in's Feuer drang.
Hört Wunder groß in diesen Sagen
Wie's weiter ging, es war kein Lachen
Lorenz Banck mußte mitten dran
Im eignen Hauß sein Ende nahm!

1538 entstand durch das Schießen bei einer feierlichen Prozession ein Brand, der aber größere Ausdehnung nicht annahm.

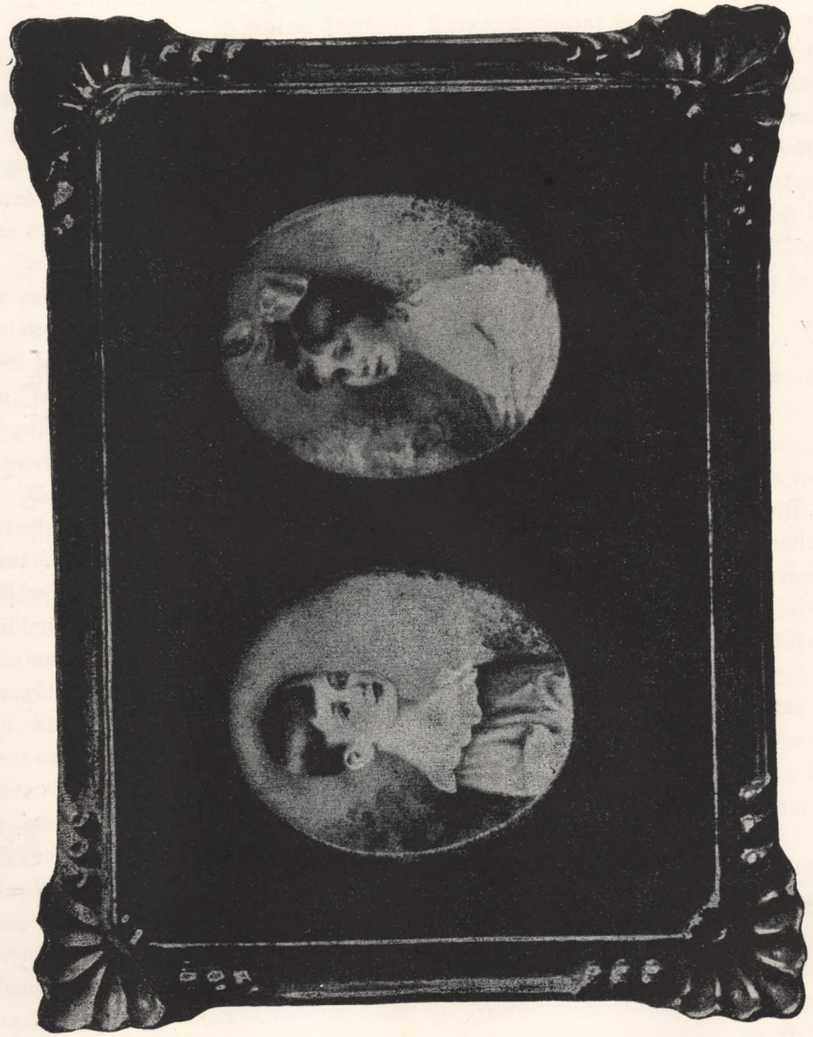
Aber schon 1542, Sonnabend nach Christi-Himmelfahrt, als die Uhr 8 geschlagen und die Schließglocke geläutet werden sollte, ging in der Hundsgasse (Wilhelmstraße) ein Feuer auf, welches wieder unermeßlichen Schaden verursachte. Das Feuer ergriff die Breslauerstraße, die St. Anna-Kirche, die Pfarrkirche und den Glockenturm, das Schülerhospital und die Schulen, die St. Barbara-Kirche (evang. Kirche) und den Graben nebst der Bischofstraße und fand sein Ende an der Bischofmühle. Die Giebelwand der Pfarrkirche stürzte infolge des Brandes ein, zerschlug die Orgel, die Vorhalle und die Hälfte des Gewölbes. Das Breslauer Domkapitel bewilligte schon am 30. Juni ein Darlehn von 400 Gulden zum Aufbau der durch den Brand zerstörten Häuser. Der Aufbau der Pfarrkirche erfolgte erst unter dem Bischof Promnitz.[3]

Am 4. August 1580 schlug der Blitz in den Ratsturm und 1599 wurde das Gewölbe der Kreuzkirche vom Blitz getroffen und teilweise zerstört.

Von 1600 bis 1608 fanden in Neisse 7 kleinere Brände statt.

Am 21. August 1627 setzte ein Blitzstrahl den Ratsturm in Brand. Das Feuer zehrte

[3]) Zum Andenken daran ist eine Kupfertafel mit dem Wappen des Bischofs Balthasar v. Promnitz und den Buchstaben B. E. W. 1543 an der Außenmauer der Kirche (hinter dem Missionskreuz) eingelassen.



Miniature Bernhardine Heer-Carlsruhe D/Schl. Die Kinder des Grafen von Garnier-Turawa

an dem Innengebälk von 7 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags, wo die äußerste 9 Ellen lange Turmkrone samt dem Knopfe herabfiel.

Als die Schweden im Jahre 1642 die Stadt am 24. Juli verließen, — sie waren am 16. Juni eingerückt — steckten sie sämtliche Tore und Türme in Brand, sodaß eine große Feuersrunst entstand. Die Stadt wäre vollständig ein Raub der Flammen geworden, wenn nicht ein starker wolkenbruchartiger Regen dieselben gelöscht hätte. In der Pfarrkirche befindet sich in der ehemaligen Läutekapelle, im rechten Seiteneingange der Vorhalle ein großes Gemälde, welche ehemals den Hochalter zierte und diesen Brand zur Darstellung bringt. Leider kommt das Bild nicht mehr zur vollen Wirkung. Zum dauernden Gedächtnis dieser Errettung der Stadt findet noch jetzt alljährlich am 24. Juli die sogen. Schwedenprozession statt. Das große bunte Glasfenster im Orgelchor am Giebel der Pfarrkirche soll denselben Brand und die Rettung der Stadt durch göttliche Hilfe darstellen.

1688 schlug der Blitz in den Ratsturm und entzündete ihn.

Im Jahre 1700 entstand auf der Berliner Straße durch Böllerschüsse während einer Prozession ein Brand, welcher mehrere Häuser zerstörte.

Schweren Schaden erlitt sodann die Stadt Neisse wieder in den Kriegszeiten des 18. Jahrh., als Friedrich der Große mit Österreich um den Besitz von Schlesien rang. „Neisse im Krachen", so charakterisierte ein Gedenkspruch den Festungsangriff des preußischen Heeres (1741). Nahezu den 6. Teil der Altstadt legten die preußischen Geschosse in der Zeit vom 19.—22. Januar in Asche. Nach des großen Königs eigener Zählung — von der Stelle des jetzigen Forts Preußen aus, welche durch einen Gedenkstein und Bank bezeichnet ist — flogen gegen 1200 Bomben und etwa 3000 glühende Kugeln gegen die Stadt und die Festung Neisse.

Im Oktober 1741 wurde die Beschießung wiederholt, diesmal von Neuland aus und zwar aus einer Monstrebatterie von 32 Kanonen und 10 Mörsern, worauf am 30. Oktober die Übergabe der Stadt erfolgte. Nur den vortrefflichen Löschanstalten des Verteidigers (Kommandant Oberst Frhr. von Roth) war es zu danken, daß die entstandenen Brände immer bald gelöscht wurden und größerer Schaden nicht eintrat.

Im Jahre 1755 schlug der Blitz in die Pfarrkirche und zündete, doch konnte das Feuer nach ziemlich kurzer Zeit bewältigt werden. Zum Gedächtnis findet noch jetzt ein feierliches Hochamt — das sogen. Gewitteramt — in der Pfarrkirche statt.

Ganz andere Leiden aber brachen in dem Unglücksjahre 1807 über die Stadt herein, als die Franzosen unter Vandamme am 23. Februar ihre Feuerschlünde gegen die Wälle von Neisse richteten. Freilich mußte zunächst auch der Verteidiger der Festung — Generallent. von Steensen — das grause Zerstörungswerk beginnen und durch Niederbrennen der Mährengasse dem Angreifer einen Stützpunkt entziehen.

In fürchterlichen Gluten gingen die Wohnstätten der Landbevölkerung mit deren Vieh und Habe auf; die freundlichen Villen und Gärten, das Schützenhaus, die sogen. Wachsbleiche, die Carlaumühle gerieten in Brand und man sah entsetzt die brennenden Räder des Mühlenwerkes einen Regen von Funken um sich sprühen, bis auch sie mit dem Gebäude krachend zusammenstürzten. Das städtische Vorwerk Gräferei wurde durch glühende Kugeln in Brand geschossen und ebenso auf der anderen Seite das Vorwerk Carlau demoliert.

Am 28. Februar begannen die Franzosen ihrerseits das Zerstörungswerk durch Brandlegung vieler Gehöfte in Neuland und Wellenhof.

Am 4. März schlug eine Granate in das Jungfrauenkloster ad St. Magdalenam, durchbrach das Dach und einen Schornstein und zerplatzte im Ofen des Zimmers einer der Nonnen ohne weiteren Schaden anzurichten, da baldige Löschhülfe zur Stelle war.

In der Nacht vom 12. zum 13. März fielen 16 Kugeln in die Stadt, darunter eine in das Haus des Handelsmannes Schück auf der Zollstraße, wo jedoch die aufschlagenden Flammen durch die rastlose Tätigkeit der Bürger bald erstickt wurden. In einer der folgenden Nächte krachten 45 Kugeln in die Stadt, deren 2 in das Jesuitenkollegium (Gymnasium), eine in das Dach der Pfarrkirche, jedoch ohne zu zünden. So ging es Nacht für Nacht bis die Nacht vom 16. April den Höhepunkt des Schreckens brachte. Ein Hagel von Granaten prasselte nach dem Gymnasium und dessen Kirche, und während das darin eingerichtete Magazin in Flammen aufging, entzündete eine Granate das Dach der Gymnasialkirche. Bald erfaßte das entstandene Feuer beide Türme und ehe noch die erste Spritze zur Stelle war, schmolzen die beiden Turmspitzen in dem Flammenmeere und stürzten die brennenden Holzteile in die Weberstraße.

Auch im Monat Mai riefen die Kugeln der Franzosen in der Stadt und in der Friedrichstadt eine Unzahl von Bränden und Explosionen hervor. In den letzten Mainächten erhob sich eine so furchtbare Kanonade, daß kaum ein Haus unversehret blieb. Mehr als 1000 Kugeln wurden binnen 5 Stunden gegen die Stadt geschleudert! Damit hatten aber auch die Leiden und Drangsale der Belagerten ihr Ende erreicht und erfolgte endlich am 16. Juni 1807 die Übergabe der Festung.

Im Jahre 1820 zerstörten die Flammen in der Breslauer Straße und in der Breitenstraße drei Häuser.

1827 am 27. Februar brach auf der Bischofstraße in dem Hinterhause des Gastwirts Geisler ein Feuer aus, welches größere Dimensionen annahm. Zweckmäßige Anordnungen der Behörden bewirkten, daß der kurz darauf im März auf derselben Straße im Lagerhause ausgebrochene Brand sich auf zwei Häuser beschränkte.

Auch in die späteren Jahre fallen größere Brände bis in die Neuzeit, die indessen Dank der verbesserten Löscheinrichtungen keinen größeren Umfang annahmen.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Anordnungen, die im Laufe der Jahrhunderte zur wirksamen Bekämpfung der Brände getroffen worden sind. Im Neisser Museum befinden sich die Feuerlöschordnungen der Stadt Neisse von 1678, 1765 und 1775, der Stadt Breslau von 1602, Bunzlau von 1776, Neustadt von 1776 und Oppeln von 1822. Alle diese Feuer-Ordnungen sorgen in erster Reihe für schnelle und ausgiebige Beschaffung des Wassers. Darum sind Wasserleitungen schon frühzeitig angelegt worden. Auch in Neisse hat der Rat bereits im Jahre 1564 durch den Breslauer Röhrmeister Valentin Henlen von der Mühle am Münsterberger Tor (große Mühle) eine Rohrleitung in die Stadt legen lassen und die sogen. „alte Wasserkunst" mit dem Wasserturm, welche sich bis vor einigen Jahrzehnten vor der Kreuzkirche befand, bezeugt, daß auch der Bielekanal für diese Zwecke dienstbar gemacht worden ist. Schon 1575 hat der Rat 2 Feuer- und Brunnenmeister angestellt und für die Feuersicherheit der Stadt durch Bestellung von sog. Viertelsmeistern gesorgt. Die Feuerordnung von 1678 kennt sogar noch die Feuer-Bürgermeister, welche beritten sein mußten, um schneller bei der Hand zu sein! Auch die „neu revidirte Feuerordnung der Stadt Neyß" von 1765 enthält in 6 Titeln beachtenswerte und noch heute brauchbare Vorschriften über Feuerschau und Feuerschutz. Schindeldächer sind verboten und die Schornsteine müssen gemauert sein; Maurermeister verlieren das Meisterrecht, wenn sie dieser Vorschrift zuwiderhandeln! Anno 1766 waren nach der genannten Feuerordnung (Tit. II § 1) 7 metallene Feuerspritzen auf Rädern und 4 metallene Tragspritzen in Neisse vorhanden — eine stattliche Zahl! Mehrere alte Spritzen befinden sich im Neisser Museum, so eine Handdruckspritze von 1650, welche leider nicht zur Ausstellung geschickt werden konnte, weil ihr der Wendehals fehlt; sie wäre sonst die älteste Spritze gewesen, da die Hirschberger erst von 1700 stammt. Dafür ist eine Neisser rote Spritze aus dem 18. Jahrh. auf der Ausstellung zu sehen gewesen. Beinahe wäre auch noch die alte fahrbare Feuerspritze von 1794 mit doppelarmigem Druckbaum aus dem Museum nach Breslau gewackelt, doch war es wohl besser, mit diesem ehrwürdigen, etwas unbeholfenen Gerät eine so weite Fahrt nicht mehr zu riskieren.[4] — Titel III der Feuerordnung von 1765 enthält die wichtigsten Vorschriften über die Kundmachung des Feuers, auch was bei Löschung desselben zu tun: „Ein jeder, bei dem Feuer auskommt, es sei in der Stadt, Friedrichsstatt oder Mährengasse, muß alsbald ein Geschrey machen und die Nachbarn um Hülffe rufen; die Bürgerschafft und Handwerksburschen, der Bürgermeister nebst den andern Rathsfreunden laufen ganz ungeseumet mit Wasserkannen und anderen Gießgeräthen, mit Äxten und derogleichen zum Feuer." Ferner soll der Nachtwächter, welcher in einem Hause ungewöhnlichen

[4]) Eine Abbildung solcher alter Feuerspritzen aus Nürnberg vom Jahre 1658 befindet sich in Henne am Rhyn. Deutsche Kulturgeschichte Bd. II S. 213.

Rauch oder verdächtiges Feuer spürt, ohne Ungestüm anklopfen und sich erkundigen, dann erst auf der Hauptwache melden, damit durch Rühren der Trommel und das Zeichen vom Rathsthurm die Bürgerschaft zur Hülfe herbeigerufen werde. Thürmer und die Stadt-Kunstpfeiffer haben bei Feuerausbruch zu blasen. Diesem Zweck diente auch das 2,80 Meter lange „Feuerkalb" von 1781, — jetzt im Neisser Museum — eine mächtige Röhre von Blech mit Mundstück, welches neben dem Feuerkalb vom Elisabethturm in Breslau und 2 kleineren aus Brieg eine Sehenswürdigkeit auf der Breslauer Ausstellung bildete, ebenso wie eine altertümliche Feuerwehrlaterne aus der Neisser Sammlung. Aus der Bestallung für den Neisser Turmwächter Valten Möller von 1608 sei noch die Anweisung erwähnt: „Wenn bei Tag oder Nacht Feuer ausginge, soll er mit dem Glöcklein stürmen, ist es am Tage die rote Fahne, die er droben hat auf die Seite, wo das Feuer ist, herausstecken, wenn es aber nachts geschähe, eine Laterne mit brennenden Lichtern aushängen."

Eine sehr wichtige Bestimmung enthält der § 7 des Tit. VI:

„Wer bei solcher Arbeit (beim Feuer) am Leibe Schaden nimmt, der soll bis zu seiner Genesung geheilet werden, oder die Cur- und Unterhaltungskosten überkommen. Würde aber Jemand dabei gar das Leben verlieren, so wird sowohl für sein Begräbniß als für die Seinigen gesorget werden."

Im Jahre 1776 erschien ein neues Lösch-Reglement, welches bis 1836 in Kraft blieb. In diesem Jahre erschien infolge der veränderten Lokalitäten eine Feuerlösch-Ordnung, eine weitere im Jahre 1859. 1873 entstand die freiwillige Feuerwehr, 1887 wurde das Löschwesen durch ein Ortsstatut geregelt und die allgemeine Löschpflicht angeordnet. Seitdem hat die freiwillige Feuerwehr, oft unter recht schwierigen Verhältnissen, der Stadt Neisse bei Feuer- — und auch bei Wassersgefahr — getreulich beigestanden, Dank ihrer vortrefflichen Organisation, um die sich besonders der verstorbene Stadtsyndikus Hellmann — der Vater der Feuerwehren Schlesiens — Brandmeister Färber, Ehren-Brandmeister Diebitsch und Branddirektor Faulhaber verdient gemacht haben.

Gequälter Sommer

Im oberschlesischen Industriebezirk

Von Alfons Hayduk

Gequälter Sommer brütet zwischen Essen,
Hochöfen, Grubenrädern, Mietskasernen ...
Ein Lächeln winkt aus den Sudetenfernen
Und zaubert uns aus Mühsal ins Vergessen.

Vergessen träumt der müde Haldenplan,
Reliquie unsrer frohen Kinderspiele ...
Der Abend lockt mit Niggersong zur Diele —
Oh stumme Flöte, eingeschlafner Pan!

Ja, Pan ist tot. Und Blut im Abendrot!
Ein Autohupen jagt sich straßlängs heiser ...
Rauchfahnen geistern schwarz; die Zeit wird leiser —
Nun bleibt aus allem: Einsamkeit und Not.

Über Landstraßen und Obstbaumzucht im 18. Jahrhundert

Beiträge zur oberschlesischen Wirtschaftsgeschichte

Von Alois M. Kosler

Im Juniheft des „Oberschlesiers" ist geschildert worden, welche allgemeinen Maßnahmen die Regierung Friedrichs d. Gr. getroffen hat, um die Obstbaumzucht in Schlesien, zusammen mit einer Verbesserung der Landstraßen, zu fördern. Ehe wir einige Nachrichten über die Erfolge in der Obstbaumzucht aus d e m Gebiet Schlesiens kennen lernen, das in kultureller Hinsicht als völlig verwahrlost galt, aus Oberschlesien, mag noch vermerkt werden, daß statistische Angaben der damaligen Zeit weit weniger zuverlässig waren als heut, was z. T. an der absichtlich ungenauen Berichterstattung der Behörden lag (vgl. die hierher fallende Verfügung an die Land- und Steuerräte vom 15. 7. 1774, Korn XIV 204 ff.), z. T. an der damals mangelhaften Schulung der Personen, die man für die statistischen Erhebungen meist in Anspruch nehmen mußte (Gemeindevorsteher, Landdragoner, Lehrer).

Ein anderes Licht fällt auf die Erfolge der Regierung, wenn man erfährt, wie ihre Befehle praktisch ausgeführt wurden. Ein Mitarbeiter der ältesten Zeitschrift Oberschlesiens, der in den Jahren 1788/89 erschienenen „Oberschlesischen Monatsschrift", beschrieb die Art der Frühjahrpflanzung in Oberschlesien aus eigener Beobachtung folgendermaßen: Weil man regelmäßig schlecht pflanzte, mußte man jedes Jahr von neuem an die Arbeit gehen, und daher erschien nun schon jahrzehntelang in jedem Frühjahr der Kreisplanteur in den Ortschaften seines Kreises, um die Pflanzung von neuem vorzunehmen. Während ein Teil der Dorfbewohner die Löcher auswarf, ging ein andrer in den nächsten Wald, um die nötigen Bäume heranzuholen. Dort suchte man sich natürlich die schwächsten und kleinsten Stämmchen aus. „Sind endlich die müden Bauren aus dem oft mehrere Meilen entfernten Walde mit denen zu pflanzenden Bäumchen ... zur Landstraße angeschlichen, so werden die Bäumchen, welche oft kaum einen Zoll im Durchmesser stark sind, in die ... elend gemachten Löcher gestoßen, auf die Wurzeln der ausgegrabene Boden geworfen und mit den Füßen festgetreten; da denn die Landstraßenbepflanzung schnell wie der Blitz fertig ist." (Ob. M. Schr. I 32/33). Das meiste von dem, was so gepflanzt wurde, ging im Laufe des Jahres wieder ein. Und dennoch gab es in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts eine beträchtliche Anzahl Obstbäume in Schlesien, und selbst in Oberschlesien.

Wir erfahren das aus Mitteilungen, die der Breslauer Kammer-Kalkulator Fr. A. Zimmermann in seinen bändereichen „Beiträgen zur Beschreibung von Schlesien" über die Anzahl der Obstbäume in jedem Kreis macht. Wir beschränken uns hier auf das

Gebiet, das von 1820/1921 den Regierungsbezirk Oppeln gebildet hat und ziehen hierfür die ersten drei Bände von Zimmermanns Werk zu Rate, die in den Jahren 1783/84 erschienen sind.

II

Die Obstbaumzucht in Oberschlesien.

Im Kreise Kreuzburg (Zim. I 10) befanden sich „nach der letzten Zählung" 22 617 Obstbäume. „Dies ist wenig", heißt es bei Zimmermann, „und gibt einen Beweis von der geringen Betriebsamkeit der gemeinen Landleute." An Maulbeerbäumen (es sei das im Hinblick auf die Seidenraupenzucht in Schlesien gleichzeitig erwähnt), zählte der Kreis Kreuzburg auf dem Land 500, bei den Städten über 6000. In den waldreichen Kreisen Rosenberg (Z. II 166) und Lublinitz (II 133) betrug die Zahl der Obstbäume nur 9 462 bezw. 9 403 Stück, und man schloß daraus gleichfalls auf „noch nicht vielen" Fleiß der Einwohner, wird aber der Bemerkung weniger Gewicht beilegen, wenn man den besonders schlechten Boden dieser Kreise berücksichtigt.[1] Maulbeerbäume gab es im Rosenberger Kreis „nur einige Hundert", im Lublinitzer „wenig". Stärkeren Obstbau trieb der Kreis Beuthen (II 204); hier fand man etwa die gleiche Anzahl Obstbäume wie im Kreise Kreuzburg: 22 205 Stück, Maulbeerbäume dagegen 2 215. Vom Kreise Pleß fehlt eine Angabe. Der große Toster Kreis (II 321) wies fast ebensoviel Obstbäume auf wie der kleine Beuthener: 22 250 Stück, dagegen 6 674 Maulbeerbäume, „auch wird viel Hopfen gebauet". Den Toster Kreis übertraf der, damals fast ganz rechts der Oder gelegene Ratiborer Kreis (III 147); (er umschloß noch, mit dem Plesser und Toster, das Gebiet des späteren Kreises Rybnik, der erst 1817 gebildet wurde).[2] Im Ratiborer Kreis waren 33 499 Obstbäume vorhanden, was aber noch als geringe Leistung galt; Maulbeerbäume zählte man 1 632. Mit

[1] Nebenbei mag angemerkt werden, daß von den allgemeinen Redewendungen über den Fleiß oder die Faulheit der Oberschlesier nicht viel zu halten ist. Zimmermann hat offenbar nicht überall seine Nachrichten persönlich gesammelt, sondern sich von verschiedenen Leuten Berichte schicken lassen. Nur so läßt es sich erklären, daß den Einwohnern des Kreises Lublinitz zwei verschiedene Prädikate ihrer Tüchtigkeit erteilt werden: Bd. II S. 133 steht zu lesen, daß die geringe Zahl der Obstbäume auf noch nicht vielen Fleiß der Einwohner schließen lasse, während wir auf S. 134/35 die Bemerkung finden, daß die schon seit mehr als 200 Jahren eifrig betriebene Bienenzucht doch von einigem Fleiß der Einwohner zeuge. Ich möchte der Vermutung Raum geben, daß manche Äußerungen über den Charakter der Oberschlesier von Leuten stammten, die das Volk nicht anders als bei ihrer Fronarbeit oder nur von außen kennen gelernt haben. Das trifft auf manche Schilderung der Oberschlesier in der Publizistik des 18. Jahrhunderts, über die noch mehr Kritisches dieser Art zu sagen wäre, mit Sicherheit zu. Das Zimmermannsche Werk, dessen unschätzbaren Wert jeder kennt, der sich mit schlesischer Geschichte befaßt, hebt sich durch seine große Sachlichkeit hoch über die kleinen Gelegenheitsaufsätze hinaus, die ihre Stärke in der üblichen Grau in Grau Malerei Oberschlesiens sahen.

[2] Die Abgrenzung der Kreise im 18. und 19. Jahrhundert ersieht man am besten aus der Karte, die der bekannten Agrargeschichte von Ziekursch beigefügt ist.

101 263 Obstbäumen schoß der Kreis Gr.-Strehlitz (II 244) den Vogel ab unter den 9 Kreisen des rechten Oderufers und übertraf um mehr als das Doppelte selbst den riesigen, aber waldreichen Oppelner Kreis, der sich auf den Kgl. Domänenämtern zu Kupp, Sakrau und Proskau einer besonderen Obstbaumpflege zu erfreuen hatte. Besonders viele Obstbäume standen auf dem Annaberge, „wo man jährlich eine Menge Borstorfer Äpfel erndtet". „Die vielen Obstbäume geben einen Beweis vom Fleiße der Einwohner." Maulbeerbäume zog man im Gr.-Strehlitzer Kreis nur 3 360, im Oppelner dagegen 19 000, und diese Zahl schlug um 200 nur noch der Grottkauer Kreis, von dem bald noch mehr zu reden sein wird. Zunächst möge noch die Notiz vom Kreise Oppeln Platz finden (III 24), daß man links der Oder besonders auf den Proskauischen Gütern reichlicheren Obstbau fand, während er auf der rechten Oderseite „beynahe gänzlich" vernachlässigt wurde. Im Jahre 1783 waren im Kreise Oppeln 45 811 Obstbäume vorhanden, die meisten Maulbeerbäume standen bei der Stadt und auf dem Domänenamt Oppeln.

Die linke Oderseite Oberschlesiens ist bekannt als die der großen Bauernwirtschaften und des guten Bodens, — eine nicht durchgängig zutreffende, aber im allgemeinen richtige Vorstellung. Vom Kreis Falkenberg, der mit seinem verbreiteten Sandboden und den großen Gütern die erste Ausnahme von der Regel bildet, fehlt bei Zimmermann eine Angabe über die Obstbaumzucht. Wir kommen gleich zum fettsten Fleck von Oberschlesien, den Kreisen Grottkau (III 263/64) und Neiße (III 256/57). Hier waren Gartenbau und Obstbau zu Hause, hier produzierte man auch Tabak, Kartoffeln und Gemüse über den Bedarf. Obstbäume gab es im Kreise Grottkau 91 740, Maulbeerbäume 1 200 auf dem Land, 1 800 bei den Städten. Vom Kreise Neisse heißt es: „Um die Stadt Neiß, besonders auf den Dörfern Mährengasse und Neuland findet man die besten Pflanzungen zu Gartengewächsen, Kräutereyen genannt. Obstbäume sind 167 448, Maulbeerbäume 5 500 Stück." Die Zahl der Obstbäume im Kreise Neisse war die höchste in ganz Oberschlesien. Neustadt (III 93), der Nachbarkreis, zog viel weniger Obst, nur 70 669 Stück (und 3 830 Maulbeerbäume). Auch Leobschütz, (der Kreis war damals größer als heute, er umfaßte noch das Hultschiner Ländchen), blieb weit zurück: „Obst geräth selten in Menge, indessen hält man viel auf Gärte; es sind vorhanden 60 164 Stück Obstbäume, Maulbeerbäume aber 6 700." Noch bleibt der Kreis Kosel (II 282) übrig, damals fast ganz links der Oder gelegen, der 50 347 Obstbäume besaß und dessen bestes Obstbauland damals die Gegend um Mistiz war.

Alles in allem besaß Oberschlesien im Jahre 1783 mehr als 700 000 Obstbäume (es fehlen dabei die Zahlen für die Kreise Pleß und Falkenberg) und mehr als 70 000 Maulbeerbäume (die Zahlen für die Kreise Falkenberg, Pleß, Lublinitz, Rosenberg

und Kosel fehlen). Die stärkste Obstbaumzucht wurde in den Kreisen Gr.-Strehlitz, Grottkau, Neisse, Neustadt, Leobschütz und Kosel getrieben.

In Niederschlesien gab es einige Gegenden, wo man den Obstbau — nebenbei bemerkt auf gutem Boden — sehr zur Zufriedenheit der Regierung betrieb (nach einer Schrift Zimmermanns „über den Wohlstand von Schlesien", wahrscheinlich aus dem Jahre 1799, waren es die Gegenden um Brieg, Trebnitz, Strehlen, Liegnitz, Freistadt, Grünberg und Benthen, s. S. 26/27). In Oberschlesien wollte es die Regierung im Jahre 1788 dahin bringen, „daß die Gärten der Oberschlesischen Einwohner mit gepfropften und nutzbaren Bäumen besetzt werden, statt daß man jetzt nur wildes Obst darin erblickt." (Ob. M. Schr. I 128). Sie wollte den Baumschulbetrieb verbessern, die Zucht veredeln und vor allem solche Sorten ziehen, die sich für den Handel besser eigneten. Deswegen beschloß sie, die Baumschulen der Kgl. Domänenämter Brieg, Oppeln und Proskau zu reorganisieren und aus ihnen das Publikum mit Obstbäumen „um die billigsten Preise" zu versorgen.

Zweierlei Obst sollte in den oberschlesischen Baumschulen gezogen werden: 1. Durchschnittssorten für den Anbau in Dorfgärten, die eine gangbare Handelsware liefern sollten; 2. feinere Sorten „für die Gärten der vornehmern Landesbewohner". Es sollten in der Regel hochstämmige Bäume und nur nebenbei Zwergobst gezogen werden, aus Wildlingen der Kgl. Forsten und aus Kernen, welche Zucht als die vorzüglichere besonders empfohlen wurde. Um genügend Kerne zu erhalten, verfiel man auf dasselbe Mittel, das wir aus dem Krieg her kennen: man ließ die Kerne sammeln und auch allen Schullehrern bekannt machen, „daß gute und frische Obstkerne, nämlich Äpfel und Birnen, das 100 mit 4 Denar schlesisch bezahlt werden soll," um den Kindern früh „einen Hang zu dieser Art von Industrie" beizubringen.

Als Sorten, wie sie sich für den Dorfgarten eignen, wurden solche empfohlen, die heut in Oberschlesien fest eingebürgert sind, und es sei gestattet, sie hier im Einzelnen anzuführen. Von Birnen: 1. die weiße Butterbirne (Beurré blanche); 2. die Schlesische Bergamotte (l'Epine d'hyver); 3. die Weinbirne (la Poire lansac); 4. „die dem Landmann sehr nützliche, in Schlesien sehr oft zu findende, und zum Backen sehr gute, süße Hafer-Birne"; 5. „die Freystädter- oder Speck-Birne, so auch sehr gut zum Backen ist"; 6. „die sogenannte Tafel-Birne oder la Poire de sapin"; 7. „die schon in Schlesien sehr bekannte bonne Chretienne d'hyver"; 8. „die ordinäre Winter-Birne, so auch sehr bekannt und nützlich ist."

Von größerem Wert als die Birnen war, nach Ansicht der Regierung, für den Landmann „das Geschlecht der Äpfel". Von diesen wurden als die „gemeinnützigsten" Sorten empfohlen: 1. der Borsdorfer Apfel; 2. „die ordinäre rothe Renette"; 3. „der Stettiner Apfel oder la Pomme violette"; 4. „der in Schlesien sehr bekannte Prinzipal-



Miniature Bernhardine Heer-Carlsruhe O/Schl. Bildnis des Vaters

Apfel oder la basse pomme d'Automne, welcher zum Backen vorzüglich gut ist"; 5. die graue Reinette; 6. „der in Schlesien unter dem Namen Welsch, Weinlich, sehr bekannte gute und dauerhafte Apfel, in den französischen Catalogen la Pearmin d'hyver"; 7. „der ebenfalls in Schlesien sehr bekannte sogenannte Posemoner Apfel, oder la Pomme haut pointée"; 8. „der ebenfalls bekannte sogenannte Münch-Apfel."
Die Kirschen, meinte die Regierung, könnten dem Landmann nur dann von Nutzen sein, wenn er in der Nähe einer größeren Stadt wohne. Sie sollten, wie das übrige Kernobst, nur im Hinblick auf die Gärten der reicheren Leute in den oberschlesischen Baumschulen gezogen werden. Ein besonderer Katalog von Birnen und Äpfeln, dessen Wiedergabe wir uns schenken, sollte der Heranzüchtung edlerer Obstsorten dienen. Fast alle Sorten sind hier mit ihrem französischen Namen angeführt; es befinden sich manche darunter, die auch der Laie als heut weit verbreitet weiß, wie la grise bonne, die verschiedenen Bergamotten und die verschiedenen Reinetten. Dagegen mögen aus dem Katalog der Kirschen hier einige Sorten Platz finden, die heut sehr bekannt sind, wie z. B. (mehrere Sorten von) Maikirschen, Glaskirschen, Weichselkirschen, „die Amber- oder Schwefelkirsche", „die schwarze Span'sche weiche Herz-Kirsche", „die rothe Knorpelkirsche", „die bunte Spanische Knorpel-Kirsche", „die frühe Herz-Kirsche" und die wohl weniger bekannte „späte saure oder Allerheiligen Kirsche".
Von Pflaumen wurden nur 2 Sorten empfohlen: 1. „la Reine Claude", 2. „die große blaue Damascener Pflaume". Nur diese beiden Sorten könnten dazu dienen, „das bekannte getrocknete französische Obst dieser Art mit der Zeit bei uns zu gewinnen." „Man hat übrigens in diesem Verzeichniß meist die französischen Namen beibehalten müssen, weil bekanntlich die besten Obstarten aus Frankreich zu uns gekommen sind, und die wenigsten sichere deutsche Benennungen bekommen haben."
Alle oben geschilderten Maßnahmen zur Förderung der Obstbaumzucht in Oberschlesien standen in der Instruktion, die die Breslauer Kammer für den „Revisor und Aufseher der Kgl. Plantagen, Forstamts-Canzellisten Mehlhorn" unterm 5. Mai 1788 erließ. (Gedruckt in Ob. M. Schr. I 127 ff.). Mehlhorn, der zum Forstamt Oppeln gehörte und damals in Oppeln wohnte, (später in Neumoselache bei Brieg und in der Plantage Linden bei Ohlau, s. Instanzien-Notiz pro 1787 S. 45, pro 1793 S. 49, 1796 S. 47), sich seit langer Zeit in seinen Mußestunden mit Obstbaumzucht beschäftigt und damit die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen hatte, (Ob. M. Schr. I 127 Anm.), wurde von der Kammer mit der Erweiterung der Plantagen zu Brieg, Kupp, Sakrau und Proskau betraut und zum Inspektor sämtlicher oberschlesischer Baumschulen, auch der Gemeinde-Baumschulen, mit einem Gehalt von 120 Reichstalern angestellt. (Fechner 264, Ob. M. Schr. I 140). Er hatte die Tätigkeit der Kreisplanteure zu revidieren und die Plantagen zu Brieg, Kupp, Sakrau und Proskau nach der Instruktion von 1788 zu verbessern.

Diese Instruktion, der wir schon so viele Mitteilungen entnommen haben, enthielt daher auch eine genaue Anweisung für die Anlage und Pflege der Baumschulen, um die Gartenbesitzer, besonders den angesessenen Adel „mit der Methode bekannt zu machen". Sie behandelte, um mit einigen Stichworten ihren weiteren Inhalt anzudeuten: Bodenbeschaffenheit einer Baumschule, die Bearbeitung des Bodens, Umzäunung, Größe, Anlage für einen Pflanzungsturnus von 9—10 Jahren, Verteilung der Obstarten auf die verschiedenen Bodenklassen, Pflanzung von Mutterstämmen, Zucht aus Wildlingen und aus Kernen, die Arbeit in den verschiedenen Jahreszeiten und Anderes mehr. Begabte junge Leute aus den Domänen-Untertanen sollten in den Baumschulen angelernt und, gegen Tagelohn, zu kleinen Arbeiten herangezogen werden. Die Aufseher der Baumschulen mußten mit den jungen Leuten gut umgehen, sie hatten sie „auf alle Art aufzumuntern, nicht aber ihr Studium durch ein übles Verfahren zu verleiden", wenn sie sich nicht nachdrücklichster Bestrafung aussetzen wollten. Es kam der Regierung offenbar darauf an, die Landleute für den neuen Wirtschaftszweig innerlich zu gewinnen, und daher sollten Zwang und Härte hier vermieden werden.

So war nun alles aufs Schönste angeordnet und geordnet. Mehlhorn, der Obstgärtner aus Neigung, dem sich jetzt die Aussicht bot, durch gewissenhafte Pflichterfüllung noch größere Anerkennung bei den Vorgesetzten zu verdienen, visitierte noch in demselben Jahre (1788) einen Teil der oberschlesischen Baumschulen. Am 4. Oktober 1788 hatte er bereits sein Revisionsprotokoll verfaßt, von dem ein Auszug in der „Oberschlesischen Monatsschrift" abgedruckt ist und das uns einen guten Einblick in den Zustand der oberschlesischen Baumschulen tun läßt. Vielleicht bietet sich noch einmal Gelegenheit, davon, sowie von dem weiteren Schicksal des oberschlesischen Obstbauwesens an dieser Stelle zu berichten.

Mahnungen und Grüße

Erlebnisse um die Heidelberger Festspiele

Von Willibald Köhler

I.

Unter dem blauen Himmel dieses langen Sommers waren viele Reisen. Es ist das Verhängnis des Menschen, vor allem des deutschen, daß er erst am Fremden die Köstlichkeit des Eigenen begreift: in der Verworrenheit fremder Zungen den englischen Wohllaut der Muttersprache, an der betörenden Buntheit tropischer Ferne und der Süße des Südens die rührende Schlichtheit des deutschen Gefilds. Wir sind die ewigen Knaben, die auf den Bächen und Teichen der Heimat ihre Sehnsucht mit den Spielschiffen in das grenzenlose Reich der Phantasie auf abenteuerliche Fahrt ausschicken und dann auf den Ozeanriesen oder den Schwingen der Riesenvögel alle Träume um die Schönheit dieser Erde in Wirklichkeit zu verwandeln trachten. Je kühner wir die Fernen an uns reißen, desto seliger sind wir.

Und doch sollten wir alle erst einmal wissen, was unter dem deutschen Himmel alles an Festen und Fahrten beisammen ist.

Heidelberg hatte seine Festspiele.

II.

Heidelberg eröffnete seine Festspiele durch eine feierliche Ansprache des ostdeutschen Menschen Gerhart Hauptmann. Da war Ost und Süd mit eins unter der Kuppel deutschen Geistes beisammen. Der erste Gruß des deutschen Ostens rauschte von oben her über die Festversammlung in der Aula der Heidelberger Universität. Die Freischützouvertüre, das Erlebnis des oberschlesischen Waldes in der Seele Carl Maria von Webers, sang die Feier ein, geleitet von einem Musikanten, der seine süddeutsche Heiterkeit an dem Gesange östlicher Waldromantik tänzerisch auslebte.

III.

Der Geist der Ermahnung stimmte die Stunde auf einen eindeutiger ernsten Ton. Es war, als durchzittere er bereits die Worte des Rektors der Hochschule an den Dichter: die innerliche Betrachtung seines Werkes an der Stätte der Forschung höher einzuschätzen, als die europäische Geltung seines Namens.

Gerhart Hauptmann, sich zum Lesen anschickend, setzte die Brille auf. Nur dem Ostdeutschen mag die östliche Besinnlichkeit aufgefallen sein, die aus der Bewegung sprach.

Gerhart Hauptmann steckte den Festspielen das bedeutende Ziel, den Geist des Volkes dem Theater wieder zuzuführen. Er verwies auf die Weisheit der römisch-katholischen Kirche, die sehr wohl wisse, warum sie so viel Feste feiere. Der Hinweis auf den „Seelenfang, den sie damit betreibe", wird manchen betroffen haben. (Die Vossische Zeitung hat in ihrer Wiedergabe der Rede diese Stelle taktvoll fortgelassen.) Von dem Herzen des Dichters, der zu uns durch seinen Florian Geyer sprach: „Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!" erwarten wir, daß es noch deutscher schlage und diesen Rest unduldsamen Geistes auflöse.

Die ernsteste Mahnung des Dichters galt der drohenden Alleinherrschaft des Kinos über die Massen. Nicht oft genug können seine Worte darüber schwarz auf weiß erscheinen:

> „Das Kino, schon weil es stumm ist und weil es unnaiv und raffiniert statt volkstümlich ist, konnte die Erbschaft der mittelalterlichen Schaubühne nicht antreten. Es hat seine Wurzel nicht im Volk, sondern in den Büros und Kalküls internationaler Geschäftsleute."

Die wirklich edlen Bemühungen, die Macht des Kinos etwa der Volksbildung dienstbar zu machen, sollen sich damit nicht getroffen fühlen.

IV.

Am Abend wurde dann im Schloßhof das „Käthchen von Heilbronn" gespielt.

Um 9 Uhr, spät genug, sollte begonnen werden. Noch am Nachmittage hatte Gerhart Hauptmann in seiner Festrede von einer ehrfürchtigen Schätzung des Volkes gesprochen, am Abend ließ er eben dieses Volk reichlich auf sich warten. Nun, die Süddeutschen haben nicht die berühmte schlesische Geduld und verlangten zweimal Pünktlichkeit als schuldigen Tribut solcher Wertschätzung. Spielleiter Hartung erwies sich in der folgenden Aufführung als ein Könner, der es nicht nötig haben sollte, unter Verleugnung solcher Mahnungen des Volkes liebedienerisch auf seinen Fürsten zu warten.

V.

Ein zur Landschaft passenderes Drama als dieses „Käthchen" hätte die Spielleitung kaum erwählen können. In dieser Landschaft ist das Märchen reinen, dienenden Magdtums beheimatet: Heilbronn liegt in sie eingebettet und die Burg der Grafen vom Strahl ist sichtbar nahe. Heidelberger Volk erfüllte die Naturbühne. Es war das Spiel eines Volkes in seiner Landschaft.

Kaum konnte ein anderes Spiel als dieses „Käthchen" vom Geiste einer Zeit strenger gefordert sein, in der Kunigunde die Stunde regiert. Das Weib, dem dienende Hingebung fremd ist, sprach durch den Mund Kunigundes über Käthchen das Urteil: „Die Welt hat nicht mehr Raum genug für mich und sie."

Beiträge zur oberschlesischen Truppengeschichte

Von Lena Vogt

Nach dem Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806 mußte der größte Teil der Armee aufgelöst werden. Darum sind auch von den Regimentern, die damals in Oberschlesien standen, nur wenige erhalten geblieben und die meisten oberschlesischen[1] Regimenter sind Neugründungen des neunzehnten Jahrhunderts. Und diese sollen vorzugsweise in den folgenden „Beiträgen zur oberschlesischen Truppengeschichte" behandelt werden. Oberschlesiens Truppengeschichte zur Zeit Friedrichs des Großen bis zum Zusammenbruch 1806 ist einer in sich geschlossenen späteren Untersuchung vorbehalten.

In der altpreußischen Armee führten die Regimenter keine feststehenden Namen. Sie wurden jeweils nach ihren Kommandeuren benannt. Deren häufiger Wechsel brachte aber eine vielfache Änderung der Regimentsbezeichnung mit sich, so daß dadurch eingehender Erforschung der Truppengeschichte große Schwierigkeiten erwachsen. Gibt es doch auf diesem Gebiete nur wenig Hilfsmittel.[2]

Die oberschlesischen Regimenter, die die Truppenverringerung von 1806 überdauert haben, sind das Leib-Kürassier-Regiment Großer Kurfürst (Schlesisches) Nr. 1 (Standort vor dem Weltkrieg in Breslau), das Husaren-Regiment von Schill (1. Schlesisches) Nr. 4 (1914 in Ohlau) und als ganz besonders oberschlesisches Regiment das Ulanen-Regiment von Katzler (Schlesisches) Nr. 2 (1914 in Gleiwitz und Pleß). Die Regimenter, die dauernd ihren Standort in Oberschlesien hatten, sind berechtigterweise ausführlicher behandelt worden als jene, welche nur verhältnismäßig kurze Zeit dort lagen und deren Spuren rasch verwischt wurden. Aber trotzdem sind sie in diese Arbeit aufgenommen worden, weil sie das Bild der oberschlesischen Truppengeschichte abrunden und der Familienforschung dienen dürften.

Zu seinen oberschlesischen Regimentern stand der Oberschlesier stets in vertrautem Verhältnis. Sie ergänzten sich zum Teil aus der Heimatbevölkerung und bildeten so ein Stück heimischen Lebens.

Im Jahre 1913 kamen durch die umfangreiche Heeresvermehrung neue Regimenter an die Ostgrenze. Neue Garnisonorte entstanden. Der Weltkrieg machte unsere Heimat zum Schauplatz der verschiedensten Truppendurchzüge und Einquartierungen, und die Ereignisse der Jahre 1918/19 brachten aufs neue bis dahin für Oberschlesien fremde

[1] Unter Oberschlesien ist der Regierungsbezirk Oppeln vor der Grenzziehung zu verstehen.

[2] Der eben erschienene 1. Band des Werkes von Generalmajor Jany: Geschichte der Königlich Preußischen Armee bis zum Jahre 1806, Berlin 1928, bringt die Voranzeige für den 2. Band, der die Zeit der Schlesischen Kriege Friedrichs des Großen behandelt und ein wichtiges Nachschlagewerk für oberschlesische Truppengeschichte werden wird.

Regimenter ins Land und schufen zum Teil neue militärische Formationen, über die später erst berichtet werden kann.

Deutschlands Zusammenbruch bedingte die abermalige Auflösung der Regimenter. Ein Heer von 100 000 Mann wurde uns zugebilligt: die Reichswehr. Der alten Regimentern ruhmbedeckte Namen sind getilgt, aber der Geist der Vergangenheit wird von der jungen Reichswehr auch im neuen Staat und in lebendiger Einordnung in ihn, wachgehalten und weitergetragen.

Infanterie.

Grenadier-Regiment König Wilhelm I. (2. Westpreußisches) Nr. 7.

Stiftungstag: 12. September 1797 als Infanterie-Regiment von Courbière.

Standort:* Es stand im Jahre 1809 außer in Breslau auch in Cosel.

Grenadier-Regiment König Friedrich III. (2. Schlesisches Nr. 11.)

Es hatte von 1813—1819 einige Bataillone in oberschlesischen Garnisonen.

1813: 1. Bataillon vom 18. Mai 1812 bis 10. März 1813,
Depot-Bataillon bis 15. Februar 1813,
2. Reserve-Bataillon vom 14. Februar 1813 bis 15. März 1813,
3. und 4. Reserve-Bataillon von März bis Mai 1813 alle in Neisse.
Vom 15. Februar an wurde das Depot-Bataillon nach Neustadt verlegt und erhielt am 3. März 1813 den Namen „3. Musketier-Bataillon".

1815: Die Garnison-Kompagnie in Cosel schied 1815 als 11. Garnison-Bataillon aus dem Regiment aus.

1817—1819: 1. und Füsilier-Bataillon in Neiße vom 30. April 1817 bis Herbst 1819.

Literatur.

Ebertz, [Georg Wolfram] von: Stamm-Liste (Kurze Geschichte) des 2. Schlesischen Grenadier-Regiments Nr. 11. Berlin: Selbstverl. d. Verf.; Meidinger in Komm. 1886. 134 S.

Ebertz, Georg Wolfram von: Hundertjährige Geschichte des Grenadier-Regiments König Friedrich III. (2. Schles.) Nr. 11. 1808—1908. Stuttgart: Uhland (1908) XV, 615 S.

Infanterie-Regiment von Grolmann (1. Posensches) Nr. 18.

Stiftungstag: 1. Juli 1813.

Es hatte seinen Standort von 1881—1890 in Gleiwitz; das 2. Bataillon in Beuthen.

Literatur.

Gräßner: Kurzgefaßte Geschichte des Infanterie-Regiments v. Grolmann (1. Posensches) Nr. 18. Gleiwitz: Neumann 1893. 60 S. kl. 8°.

Infanterie-Regiment Keith (1. Oberschlesisches) Nr. 22.

Stiftungstag: 1. Juli 1813.

Namen: Gegründet als 10. Reserve-Regiment in Glatz, das aus dem 1. Schlesischen gebildet wurde.
Am 25. März 1815: 22. Infanterie-Regiment
1860: 22. Infanterie-Regiment (1. Oberschlesisches)
27. Januar 1889: Infanterie-Regiment Keith (1. Oberschlesisches) Nr. 22.

* Es sind jeweils nur die oberschlesischen Standorte angegeben. Weitere Ergänzungen bietet das im Jahre 1905 erschienene Buch von Wagner: Unter dem schwarzen Adler.

Den Namen von Keith erhielt das Regiment, um das Andenken des Feldmarschalls Keith zu ehren, der am 17. Oktober 1758 in der Schlacht bei Hochkirch den Heldentod starb.

Standorte:** 1820 Stab, 1. und 2. Bataillon Neisse.
1822 Stab, 1. und 2. Bataillon Neisse; Füsilier-Bataillon Cosel.
1832 Stab, 1. und 2. Bataillon Neisse; Füsilier-Bataillon Cosel.
1848 Stab, 1. und 2. Bataillon Neisse; Füsilier-Bataillon Neisse.
1849 Stab, 1. und Füsilier-Bataillon Neisse.
1864 Füsilier-Bataillon Neisse.
1867 Stab und Füsilier-Bataillon Ratibor; 1. und 2. Bataillon Cosel.
1890 Stab, 1. und 2. Bataillon Gleiwitz; Füsilier-Bataillon Beuthen.
1914 Stab, 1. und 2. Bataillon Gleiwitz, 3. Bataillon Kattowitz.

Literatur.

Geschichte des 1. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 22 von seiner Gründung bis zur Gegenwart, bearb. von mehreren Offizieren des Regiments. Mit 1 Uniformbild, 1 Gefechtsplan in Steindruck und 1 Skizze im Text. Berlin: Mittler 1884. XX, 494 S.

Geschichte des Infanterie-Regiments Keith (1. Oberschles.) Nr. 22. 1813—1903. Bearb. f. d. Unteroffiziere und Mannschaften. 3. Aufl. Mit 1 Bildnis und 5 Skizzen. Berlin: Mittler 1903. 54 S.

Das Infanterie-Regiment Keith (1. Oberschlesisches) Nr. 22. Schlesien. Jg. 6. 1912/13. S. 595—596.

Guhr, Hans, und Karl Siwinna: Geschichte des Infanterie-Regiments Keith (1. Oberschlesisches) Nr. 22 nach der bisherigen, von mehreren Offizieren des Regiments zusammengestellten Geschichte 1813—1913. Kattowitz, Berlin, Breslau, Leipzig: Phönix-Verlag (1913). XXIII, 367 S.

Noël: Zur 100 jährigen Jubelfeier des Infanterie-Regiments Keith (1. Oberschlesisches) Nr. 22 und des Infanterie-Regiments von Winterfeldt (2. Oberschlesisches) Nr. 23. Oberschlesien. Jahrg. 12. 1913/14. S. 114—123, 170—185 und 230—237.

Bericht über die Feier des 100 jährigen Bestehens des Infanterie-Regiments Keith (1. Oberschlesisches) Nr. 22 in Gleiwitz. Kattowitz: Phönix-Verlag 1914. 28 S.

Meier, Alois: Rede des katholischen Divisionspfarrers Meier in Gleiwitz zur Weihe des Denkmals für die Gefallenen des Infanterie-Regiments „Keith" (1. Oberschlesisches) Nr. 22, des Reserve- und Landwehr-Regiments Nr. 22. Gleiwitz: Breuer [1924]. 11 S. 4°. [Umschlagtitel] Weihe des Denkmals für die Gefallenen ....

Siegmund, Walter: Geleitworte zur Einweihung der Gedenkhalle der Zweiundzwanziger. Gleiwitz: Breuer [1924]. 9 ungez. Bll. 4°.

Siegmund, Walter, und Otto Kranz: Das Infanterie-Regiment Keith (1. Oberschles.) Nr. 22 während des großen Krieges 1914—1918. [Aufsätze]. Gleiwitz: Breuer 1924. 29 S. 4°.

Infanterie-Regiment von Winterfeldt (2. Oberschlesisches) Nr. 23.

Stiftungstag: 1. Juli 1813.

Namen: Errichtet als 11 Reserve-Regiment. Seit 27. 1. 1889 den Namen Infanterie-Regiment von Winterfeldt (2. Oberschlesisches) Nr. 23.

** Es sind jeweils nur die oberschlesischen Garnisonen angegeben.

1819 lag das Regiment auf seinem Rückmarsch nach Oberschlesien am 6. Januar 1819 Regiments-Stab, 1. und 2. Bataillon in Neisse,
am 7. und 8. Januar Füsilier-Bataillon in Komprachtschütz,
am 9. Januar Füsilier-Bataillon in Krappitz,
am 10. Januar Füsilier-Bataillon in Cosel.

Den Namen von Winterfeldt erhielt das Regiment nach dem General Friedrichs des Großen Hans Karl von Winterfeldt, der im Gefecht bei Moys am 7. 9. 1757 fiel.

Standorte: 1819 Stab, 1. und 2. Bataillon Neisse, Füsilier-Bataillon Cosel.
1823 ebenso
1851 Stab, 1. und Füsilier-Bataillon Neisse.
1852 Kommandos in Ratibor und Cosel.
Seit 1867 ist das Regiment in Neisse vereinigt.
1914 Neisse.

Literatur.

Busse, [Max] von: Geschichte des Königlich Preußischen Dreiundzwanzigsten Infanterie-Regiments von seiner Stiftung im Jahre 1813 und dem Ausmarsch ins Feld bis zu seiner Rückkehr im Jahre 1819 in die Friedensgarnisonen: Neisse, Cosel und Frankenstein. Görlitz: Heyn in Komm. 1859. 239 S.

Tschischwitz, [Wilhelm] von: Leitfaden zur Instruktion über die Geschichte des 23. Infanterie-Regiments. Nach der Geschichte des 23. Infanterie-Regiments von General-Lieutn. a. D. [Max] v. Busse und nach vorh. Akten bearb. Neisse [1860]: Rosenkranz & Bär. 11 S.

Knispel, [Ernst]: Geschichte des 2. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 23. Nach ... [Max] von Busse ... bearb. 2. Aufl. Neisse: Hinze [1889] 52 S. und Nachtrag v. Eichrodt. 1 Blatt.

Estorff, v.: Abriß der Geschichte des Infanterie-Regiments von Winterfeldt (2. Oberschles.) Nr. 23. Mit einem Bildnis, 2 Textskizzen und einer Übersichtskarte. Berlin: Mittler 1906. 25 S.

Infanterie-Regiment von Winterfeldt (2. Oberschles.) Nr. 23. Neisser Zeitung vom 1. und 3. Juli 1913.

Maurhoff, August: Offizier-Stammliste des Königlich Preußischen Infanterie-Regiments von Winterfeldt (2. Oberschlesisches) Nr. 23. Seit der Errichtung des Regiments am 1. Juli 1813—1. März 1913. Berlin:Mittler 1913. V, 603 S.

Tronchin, v.: Geschichte des Infanterie-Regiments von Winterfeldt (2. Oberschlesisches) Nr. 23 (in Neisse). Fortgesetzt und zu Ende geführt von Naumann. Mit Bild und Karte. Berlin: Mittler 1913. VII, 403 S. 8° und 1 Kartenband 2°.

Infanterie-Regiment Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin (4. Brandenburgisches) Nr. 24.

Es hatte 1816 für das II. und das Füsilier-Bataillon seinen Standort in Neisse unter dem Namen 4. Brandenburgisches Infanterie-Regiment Nr. 24.

Literatur.

Zychlinski, Franz von: Geschichte des 24ten Infanterie-Regiments. Th. 1, 2. Berlin: Mittler 1854—1857.

Voigts-König, [H.] v.: Kurzer Abriß der Geschichte des 4. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 24. 1813—1863 und 1863—1870. Th. 1, 2. 2. Aufl. Neu-Ruppin: Held 1875.

Wörmann, A., und P. Becher: Fortsetzung der Geschichte des 4. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 24 (Großherzog von Mecklenburg-Schwerin) von 1870—1873. Th. 3. Neu-Ruppin: Held 1875. 187 S.

3. Oberschlesisches Infanterie-Regiment Nr. 62.

Stiftungstag: 5. Mai 1860.

Namen: Errichtet als 22. kombiniertes Infanterie-Regiment in Gleiwitz, Ratibor u. Cosel. Seit 4. Juli 1860: 3. Oberschlesisches Infanterie-Regiment Nr. 62.

Standorte: 1860 Stab und Füsilier-Bataillon Ratibor, 1. und 2. Bataillon Cosel.
1871 Stab und Füsilier-Bataillon Ratibor, 1. und 2. Bataillon Cosel.
1876 Cosel, Füsilier-Bataillon Ratibor.
1914 Stab, 1. und 2. Bataillon Cosel, 3. Bataillon Ratibor.

Literatur.

Auszug aus der Geschichte des 3. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 62 von seiner Gründung bis zur Gegenwart. Cosel: Radek 1889. 11 S.

Petri: Kurze Darstellung der Geschichte des 3. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 62. Dievenow: v. Glasenapp 1907. 166 S.

Noël: Zur 50jährigen Jubelfeier des 3. Oberschles. Infanterie-Regiments Nr. 62 und des 4. Oberschles. Infanterie-Regiments Nr. 63. Oberschlesien. Jg. 9. 1910/11. S. 59—74. Vergl. Schles. Ztg. 1910. Nr. 301, 304 und 313.

Eine Regimentsgeschichte, die Kriegszeit behandelnd, ist in Vorbereitung.

4. Oberschlesisches Infanterie-Regiment Nr. 63.

Stiftungstag: 5. Mai 1860.

Namen: Errichtet als 23. kombiniertes Infanterie-Regiment.
Am 4. Juli 1860: 4. Oberschlesisches Infanterie-Regiment (Nr. 63).
Seit 7. Mai 1861: 4. Oberschlesisches Infanterie-Regiment Nr. 63.

Standorte: 1860 Stab vom 5.—8. Mai Oppeln, vom 8. Mai an Neisse.
1. Bataillon Neisse, 2. Bataillon Groß-Strehlitz, Füsilier-Batl. Oppeln.
1864 Stab, 1. und 2. Bataillon Neisse, Füsilier-Bataillon Oppeln.
1897 Stab, 1.—3. Bataillon Oppeln.
1914 Stab, 1. und 2. Bataillon Oppeln, 3. Bataillon Lublinitz.
Das 4. Bataillon bestand vom 2. Oktober 1893 bis 31. März 1897.
Vom 2. Oktober 1893 bis 19. September 1894 Neisse,
vom 19. September 1894 bis 31. März 1897 Oppeln.

Literatur. (Vgl. auch J.-R. 62.)

Koeppel, Karl: Geschichte des 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 63. Mit 5 Kt. und Pl. Berlin: Mittler 1885. VI, 179 S. Dasselbe Mannschaftsausgabe 1885. 150 S.

Besig, F.: Geschichte des 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 63. Oppeln: Muschner 1907. 26 S.

Oettinger, Paul: Die Offiziere des Königlichen Preußischen 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 63. 1860—1910. Berlin: Eisenschmidt 1910. IV, 212 S.

Schubert, A.: Kriegsgeschichte des 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 63 (1914 bis 1919). Oppeln: Oppelner Zeitung 1926. 232 S.

3. Schlesisches Infanterie-Regiment Nr. 156.

Stiftungstag: 1. April 1897 in Brieg.

Standorte: 1897 ff. Brieg.
1913 und 1914 Stab, 1. und 2. Bataillon Beuthen, 3. Bataillon Tarnowitz.

Eine Regimentsgeschichte, die Kriegsjahre des Regiments behandelnd, ist in Vorbereitung.

4. Schlesisches Infanterie-Regiment Nr. 157.

Stiftungstag: Am 1. April 1897.
Das Regiment stand in den Jahren 1897—98 außer in Brieg auch in Neisse.
Im November 1918 kam es als Grenzschutz nach Oberschlesien, wo aus ihm am 25. Mai 1919 das Reichswehr-Schützen-Regiment 64 gebildet wurde.

Literatur.

Tiede, Himer und Röhricht: Das 4. Schlesische Infanterie-Regiment Nr. 157. Nach amtlichen Kriegstagebüchern. Mit 7 Karten. Oldenburg, Berlin: Stalling 1922. 67 S. = Erinnerungsblätter deutscher Regimenter — H. 14.

Reserve-Jäger-Bataillon Nr. 11.

Lausberg, Karl: Tätigkeit (des Reserve-Jäger-Bataillons Nr. 11) in Oberschlesien (16. Sept. 1918—30. Juli 1919).

In: Geschichte des Reserve-Jäger-Bataillons Nr. 11. 1914—1919, bearb. von Bertram Schäfer und Heinrich Völke. 1927. S. 314—331.

Kavallerie.

Dragoner-Regiment König Friedrich III. (2. Schlesisches) Nr. 8.

Stiftungstag: 7. Mai 1860.

Namen: Wurde als „3. kombiniertes Dragoner-Regiment" zusammengestellt und erhielt am 4. Juli 1860 den Namen „2. Schlesisches Dragoner-Regiment (Nr. 7). Vom 21. Januar 1862 an führte es die Bezeichnung 2. Schlesisches Dragoner-Regiment Nr. 8. Am 22. 3. 1888 Kaiser-Dragoner-Regiment Nr. 8. Am 21. Juni 1888 erhielt es den Namen Dragoner-Regiment König Friedrich III. (2. Schles.) Nr. 8.

Standort: 2. Eskadron immer in Kreuzburg.

Literatur.

Rieben, Eugen von: Geschichte des Dragoner-Regiments König Friedrich III. (2. Schles.) Nr. 8. Berlin: Eisenschmidt 1909. VII, 311 S.

3. Schlesisches Dragoner-Regiment Nr. 15.

Stiftungstag: Errichtet als Dragoner-Regiment Nr. 15 am 27. September bezw. 2. Oktober 1866 in Groß-Strehlitz.

Standorte: Vom 10. Oktober 1866 an Stab und 1. Eskadron Groß-Strehlitz, 2. Eskadron Tost, 3. Eskadron Guttentag, 4. Eskadron Lublinitz, 5. Eskadron Ujest.
1. November 1867 Stab und 1. Eskadron Groß-Strehlitz, 2. Eskadron Tost, 3. (erst Guttentag) und 5. Eskadron Rosenberg, 4. Eskadron Lublinitz.
1868—1869 desgleichen.
1871 ab in Hagenau.

Schluß folgt.

„Schwarze Diamanten" von Max Steckel-Kattowitz

Das war ein trauriges Abschiednehmen, als auf Grund des Genfer Fehlspruches die unsinnige Teilung Oberschlesiens durchgeführt wurde. Nicht nur in wirtschaftlicher Beziehung hat dieser willkürliche Schnitt quer durch einen lebendigen Organismus unhaltbare Zustände geschaffen und immer von neuem aufbrechende Wunden zurückgelassen. Zum Schaden Oberschlesiens und seiner Menschen wurden u. a. auch unbezahlbare kulturelle Verbindungen gelöst.

Gewiß sind wir trotz der politischen Grenzpfähle unseren Brüdern in Ost-Oberschlesien weiterhin verbunden, allein durch die Stimme des Blutes. Aber wir haben wachsam zu sein, daß man uns eines schönen Tages nicht doch den Vorwurf macht, wir hätten uns auseinandergelebt, welche Gefahr ja immer besteht, wenn Verwandte durch das Schicksal voneinander für längere Zeit getrennt werden.

Es ist deshalb nur recht und billig, wenn wir in Deutsch-Oberschlesien all das Schöne und Gute gern verzeichnen und aufnehmen, was unsere deutschen Brüder in Ost-Oberschlesien arbeiten und leisten. Mit besonderer Freude begrüßen wir deshalb das Prachtwerk „Schwarze Diamanten", das in diesem Jahre Max Steckel in Kattowitz herausgegeben hat.*

Max Steckel ist uns kein Fremder. Seit Jahrzehnten gilt er als einer unserer eifrigsten und opferwilligsten Vorkämpfer Oberschlesiens. Ein Fachmann der Lichtbildkunst, schenkte er uns eine große Reihe sehr wertvoller Tieraufnahmen und Landschaftsbilder, worüber besonders zu berichten wir uns gern noch für später vorbehalten. Seine Liebe zu unserer Heimat drückte ihm weiterhin die Schreibfeder in die Hand und gab ihm den Mut, sich als Schriftsteller zu versuchen.

In dem vorliegenden Monumentalwerk „Schwarze Diamanten" setzt Steckel dem oberschlesischen Bergbau ein Denkmal. Die Männer vom Bergfach werden an den „Schwarzen Diamanten" ihre Freude haben und dieses Werk aufnehmen als einen gelungenen Ausdruck ihres schweren Berufes. Den Laien wird es einführen in das Wesen des Steinkohlenbergbaues in Oberschlesien und, weil ja der Steinkohlenbergbau ein ganz maßgeblicher Bestandteil oberschlesischer Arbeit ist und bleibt, wird man das Steckelsche Buch zu jenen wertvollen Werken zu rechnen haben, die berufen sind, oberschlesische Heimatbildung, Heimatkultur und Heimatgesinnung fördern zu helfen. Und späteren Menschenaltern dürfte gerade aus diesem Werk ein frischer Quell der Forschung fließen.

Durchaus im Vordergrunde stehen die Bilder. 34 Jahre hat Max Steckel den Bergbau mit offenen Augen studiert und sich in den Möglichkeiten seiner lichtbildnerischen Wiedergabe geübt. Aus seiner großen Mappe von Bildern hat er dann die 31 besten und wesentlichsten in den vorliegenden Kunstblättern vereinigt. Es sind Heliogravuren, die bestes Können zeigen, insbesondere, wenn man bedenkt, wie schwer es ist, im Bergwerk sich lichtbildnerisch zu betätigen. Um nur an einiges zu erinnern: Die Luft im Bergwerk ist oft von Wasser- und Pulverdampf stark gesättigt und hat bei vorgetriebenen Abbauen wenig Abzug. Dazu kommen, abgesehen von der persönlichen Gefährdung, die großen Temperaturschwankungen. Auch müssen die 5 bis 7 Blitzlichter in der Feuchtigkeit mit zusammen 200—250 g Magnesium gleichzeitig losgehen.

Der Text führt in den oberschlesischen Kohlenbergbau ein und gibt Erläuterungen zu den einzelnen Kunstblättern.

Wenn auch das Werk infolge des notwendig hohen Preises für Minderbemittelte zur Anschaffung nicht ohne weiteres in Frage kommen dürfte, so ist es doch umso mehr Bibliotheken und anderen gemeinnützigen Anstalten zur Anschaffung zu empfehlen. Auch als Geschenkgabe wird es sich eignen.

Sczodrok.

* Selbstverlag, Preis 40.— Mark. Vergl. die diesem Heft beigefügten 2 Bildproben, unter denen versehentlich der Titel „Schwarze Diamanten" mit „Schwarzer Diamant" bezeichnet worden ist.

Mitteilungen / Bücherecke

Wichtig für Jugendführer, Vereinsleiter und Präsiden.

Allenthalben werden in unserem Volke wieder Kräfte spürbar, die in volksnahen Künsten wie Spiel, Lied und Tanz ihre Auswirkung finden. Lebendig waren diese Künste in vergangenen Jahrhunderten, da ihre Meister naiv und impulsiv ein Spiel, ein Liedlein stegreiften. Die große Kunst der Improvisation, der Augenblicksschöpfung lebte in unserem Volke und ließ ihm ungezählte Stunden zu Fest und Feier werden.

Begreiflich sind uns diese Kräfte wohl nur aus dem bis zum Schmerz gewordenen Verlangen der Teilnahme an Gott und Alltag. Da diese aber unlösbar zusammengehörten, war ihr Leben Gottes Leben und der Alltag trug des Schöpfers Weihe.

Wäre wohl anders zu verstehen die kindlich fromme und doch fröhliche Kunst vergangener Jahrhunderte. Das Volk verlangte teilzuhaben an seiner eigenen Wirklichkeit und sehnte sich nicht gleich uns aus ihr hinaus.

So sind die mittelalterlichen Legendenspiele das Ergebnis der Improvisation, so sind Märchen und Sagen im Abendwind ersonnen.

Längst erstorben glaubten wir diese Kunst und nur in unserer Sehnsucht war ihr noch ein Teil geblieben.

Heut aber beginnt sie allenthalben aufzubrechen und ein Glaube an eigene schöpferische Kräfte beseelt uns wieder. Fest und Feier bleiben nicht Klichee, und notwendige Station im Ablauf eines Jahres, sondern werden eigengeschafft, Lied und Tanz klingen wieder bewegt, weil unsere eigene Fröhlichkeit und Hingabe sie tragen. Ja, es hat uns das Verlangen gepackt, vorhandene Werke, aus gleichem Geist geboren, schöpferisch zu beleben, durch unser freudig geschenktes Leben über den Rahmen der Einheit hinaus zur durchglühten und Werk gewordenen Vielheit zu führen.

Und die Frage gewinnt berechtigte Geltung: „Was spielen, was singen, was tanzen wir?"

Um immer und überall diese Fragen recht beantworten zu können, ist im Heimgarten mit Hilfe von Regierung und Provinz eine Spielberatungsstelle geschaffen worden, deren Aufgaben wir hier skizzieren:

1) Beachtung aller Neuerscheinungen auf dem Gebiete des volkstümlichen Spieles. Auslese des Wertvollen und Zusammenstellung in einer besonderen Bücherei. Die Stelle erfüllt die gleichen Funktionen für das Volkslied und den deutschen Tanz.

2) Fertigstellung von Auswahlsendungen aus dieser Bücherei für die Veranstalter von Aufführungen.

3) Regiehilfe in Form von schriftlicher Beratung oder persönlicher Hilfe.

4) Verleihen von Stilbühnen und Gewändern an Schulen und Vereine.

5) Beratung in Programmgestaltung von Volkskunstabenden.

6) Beratung in Fragen des Volksliedes und Volkstanzes.

7) Vermittlung von Kräften zur Abhaltung von Volkstanzkursen.

8) Beratung und Vermittlung in allen Fragen des Kasperlspieles.

9) Vermittelung von Lauten, Geigen und Flöten.

Als eine ganz besondere Aufgabe betrachtet die Beratungsstelle die Förderung und Veredelung des Laienspielgedankens. Sie gibt ein monatlich erscheinendes Beratungsblatt heraus, das jeweils neben einem grundsätzlichen Aufsatz einen Spiel- und Literaturnachweis bringt.

Eine Versuchsbühne setzt die Beratungsstelle außerdem in die Lage, empfohlene Spiele darzustellen und als gebuntetes Photo dem Fragesteller zu übersenden. Aus dieser Tätigkeit besteht nun eine große Reihe von wertvollen Bühnenentwürfen und Szenenbilder, die in einiger Zeit als Beratungsalbum Veröffentlichung finden werden.

Die Inanspruchnahme genannter Stelle, die in enger Verbindung mit den Stellen der Bezirks-

und Kreisjugendpflege arbeitet, steht allen Schulen, Vereinen und Spielverbänden offen. Sie läßt sich jede Anfrage in besonderer Weise angelegen sein und bringt sie auf die rascheste Weise zur Erledigung.
Die Stelle hofft, durch ihre Arbeit dazu beizutragen, daß die große und edle Bewegung, die das Laienspiel, das Volkslied und den deutschen Tanz erfaßt hat, sich zum Segen unseres Volksganzen entwickele und reiche Früchte trage.

5. Ostdeutsche Hochschulwoche.

Es ist gelungen, für die 5. Ostdeutsche Hochschulwoche, die in der Zeit vom 30. September bis 4. Oktober stattfinden soll, bedeutende Vertreter des deutschen Geisteslebens zu gewinnen. Als Dozenten haben bereits fest zugesagt Dr. Sonnenschein-Berlin, der als Verfasser der „Notizen" und als praktischer Sozialpolitiker in ganz Deutschland bekannt ist, ferner der in wissenschaftlichen Kreisen sehr angesehene Philosoph aus dem Jesuitenorden, P. Erich Przywara, übrigens ein gebürtiger Oberschlesier, ferner der als Freund des „Rembrandtdeutschen" und als sein feinsinniger Biograph bekannte Kölner Dominikaner P. Momme Nissen und der Wiener Soziologe Prof. Dr. Himmer, dem als Gelehrter und Redner ein bedeutender Ruf vorangeht. Die Zusage eines fünften Dozenten steht noch aus. — Das Gesamtthema für die diesjährige Hochschulwoche lautet: „Die Kultur des Abendlandes und ihre gegenwärtige Krisis." Es werden behandeln Dr. Sonnenschein die religiöse Krisis, P. Przywara die geistige Krisis, Prof. Dr. Himmer die wirtschaftliche Krisis, ein vierter Dozent die Krisis, wie sie sich in der gegenwärtigen Literatur ausdrückt. P. Momme Nissen wird an der Gestalt des Rembrandtdeutschen zeigen, wie wir abendländischen Menschen diese Krisis in uns selbst überwinden können. — Die Einzelthemen werden noch in ihrem Wortlaut veröffentlicht werden. Das Programm der Hochschulwoche wird kostenlos an jeden verschickt, der es wünscht. Wir möchten schon jetzt bekannt geben, daß es möglich geworden ist, die Teilnehmergebühr um ein Beträchtliches herabzusetzen. Genauere Mitteilungen erfolgen noch durch die Tagespresse.

*

Der künstlerische Rahmen, der sich um die Ostdeutsche Hochschulwoche spannt, ist in diesem Jahr besonders reich ausgestattet. Zum Festgottesdienst am Eröffnungstage, Sonntag, den 30. September, bringt der Neisser Kirchenchor die Messe in Es-Dur von Franz Schubert zur Aufführung. Am Nachmittag desselben Tages führt der Neisser Lehrergesangverein zusammen mit seinem Frauenchor (Dittersdorfchor) und dem städtischen Orchester unter Leitung von Chorrektor Josef Thamm das Requiem des oberschlesischen Tondichters Richard Wetz auf. Diese Aufführung im Stadttheater ist zugleich als Gedächtnisfeier für den unvergeßlichen „Spielmann", Prof. Dr. Neumann, gedacht. Am Montag, den 1. Oktober abends findet eine Dürerfeier im großen Stadthaussaal statt, für die der Kölner Dominikaner P. Momme Nissen, der bekannte Freund und Biograph des Rembrandtdeutschen, den Festvortrag übernommen hat. Szenen aus dem Albrecht Dürer-Spiel des rheinischen Dichters Otto Brües werden den Abend umrahmen. Am Dienstag, den 2. Oktober, abends wird das Legendenspiel von Dietzenschmidt „St. Jakobsfahrt" in Gegenwart des Dichters in Neisse zur Uraufführung gebracht. Mitwirkende sind die Heimgarten-Spielschar und etwa 50 Mitspieler aus der Stadt. Am Mittwoch, den 3. Oktober, abends wird der Sohn unseres großen oberschlesischen Dichters Gustav Freytag, Prof. Dr. Gustav Freytag aus München, ein Rezitator von bedeutendem Ruf, über seinen Vater sprechen und aus dessen Werken vortragen. Der Donnerstag Abend vereinigt die Teilnehmer zu einem fröhlichen Heimabend und für den Freitag ist eine Gemeinschaftsfahrt nach Ottmachau und nach Camenz geplant, dessen reiche Kunstschätze unter kundiger Führung besichtigt werden sollen.
Im Verlauf der Tagung ist Gelegenheit, die erneuerte prächtige Kreuzkirche und die Ostdeutschen Werkstätten unter sachkundiger Führung zu sehen. — Das ausführliche Programm kann von der Kanzlei des Heimgarten, Neisse-Neuland, kostenlos bezogen werden. Die Teilnehmerkarte für sämtliche Vorträge und künstlerischen Veranstaltungen kostet in diesem Jahre nur ℳ 10.—. Unterkunft und Verpflegung kosten pro Tag — 4.—. Für auslandsdeutsche Teilnehmer, für Studierende, Jung- und Flüchtlingslehrer und Angehörige der Jugendbewegungen werden besondere Ermäßigungen gewährt. Für diese Gruppen kostet die Teilnehmerkarte ℳ 5.— und der Satz für Unterkunft und Verpflegung ermäßigt sich auf ℳ 2.50 pro Tag.

Der Provinzialverband Oberschlesischer Gartenbauvereine

hielt unter Leitung seines Vorsitzenden, Dipl.-Gartenbauinspektor Ulbrich-Oppeln, am 10. August in Kandrzin seine erste Hauptversammlung ab, die von 30 Vertretern oberschlesischer Vereine sowie von Gästen gut besucht war. Bei den Besprechungen wurde dankend der besonderen Unterstützung des Herrn Landeshauptmanns gedacht. Nach dem Jahres- und Kassenbericht wurden die Satzungen beraten und angenommen und das Programm für die Arbeit der nächsten Zeit erörtert.

Zu dem Aufsatz „Die geologischen Verhältnisse der Obora" von Dr. A. Wunschik im Augustheft 1928:
Der Arbeit war eine Karte über die morphologisch-geologische Umgebung von Ratibor beigegeben worden. Zum Verständnis dieser Karte tragen wir hier folgende Erklärung nach. Es bedeuten: I. Schuttkegel; II. Talaue der Oder; III. Untere Terrasse; IV. Obere Terrasse; V. Höhenschotter der rechten Oderseite; VI. Löß; VII. Tertiäre Tone und Sande.

Vom Oberschlesischen Sender.

Kürzlich fand im Sendehaus Gleiwitz eine Pressebesprechung statt, die sich insbesondere mit der Ausgestaltung des oberschlesischen Programms für den Gleiwitzer Sender beschäftigte.

*

Über Schulfunk und pädagogischen Rundfunk fand, nachdem in den letzten Monaten bereits wertvolle Vorarbeit geleistet worden war, unter dem Vorsitz von Herrn Regierungsdirektor Dr. Weigel am 18. 6. 28 in Oppeln eine Besprechung statt, an der die interessierten Organisationen Oberschlesiens vertreten waren. Schulrat Lehmann-Kreuzburg referierte über die Bedeutung des Rundfunks für die Schule und die Lehrerschaft. In der anschließenden Aussprache wurde die Einrichtung eines Ausschusses für Schulfunk und pädagogischen Rundfunk in Oberschlesien beschlossen. Es wurden Richtlinien für die Arbeit der nächsten Monate aufgestellt und noch ein besonderer Arbeitsausschuß gewählt, dessen Vorsitzender ebenso wie bei dem Gesamtausschuß Regierungsdirektor Dr. Weigel ist und dem u. a. auch der zuständige Referent bei der Schulabteilung der Regierung in Oppeln angehört.
Die Zusammenkunft ergab Einstimmigkeit darüber, daß der Rundfunk, eines der jüngsten Kinder der heutigen Bildungspflege, die ganze Aufmerksamkeit der Pädagogen gerade in Oberschlesien verlangt und für die Erziehung und Pädagogik in weitestem Maße ausgenützt werden muß, daß man sich aber auf der anderen Seite gerade jetzt im Anfange, wo noch alles in Fluß ist, vor einem unüberlegten Zuviel hüten müsse und auch hier die Gesichtspunkte der neuzeitlichen Erziehung Beachtung zu finden haben, die mit dem Wort „Arbeitsschule" gekennzeichnet werden.

*

Unsere „Stunde des Oberschlesiers", welche die Schlesischen Sender uns seit längerer Zeit monatlich einmal zubilligen und die vom Gleiwitzer Sender meist in der ersten Woche jedes Monats gesprochen wird, hat sich, wie viele Zuschriften aus dem Zuhörerkreise beweisen, zu einem neuen Bindeglied zwischen der Oberschlesiergemeinde nud der Schriftleitung entwickelt. Auch mancher neue Freund ist unserer Monatsschrift durch diese „Stunde des Oberschlesiers" gewonnen worden.
In unserer Rundfunkstunde läßt sich mancherlei über den „Oberschlesier", seine Ziele, die Entstehung der einzelnen Hefte und die Mitarbeiter unserer Monatsschrift sagen, was in der Zeitschrift selbst nicht ausgeführt werden kann.

Wir empfehlen deshalb unseren Freunden, die einen Rundfunk haben, an der „Stunde des „Oberschlesiers" sich zu beteiligen und Wünsche und Anregungen für den Ausbau dieser Stunde der Schriftleitung in Colonnowska mitzuteilen. Tag und Stunde unserer Sendung wird am besten aus dem allgemeinen wöchentlichen Rundfunkprogramm festgestellt.

Vom Schutzverband Deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien.

Als man daran ging, den Gau Oberschlesien des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller ins Leben zu rufen, war man sich darüber einig, dem geistig schöpferischen Oberschlesier eine äußere Bindung schaffen zu müssen, die ihn über rein lokale Interessen hinaus den Kontakt mit dem übrigen literarisch tätigen Deutschland finden ließ, die ihm das gab, was er notwendig brauchte, sollte er nicht schaffensalt werden: Anregung im geistigen Austausch, und die ihm äußere, unbequeme Tätigkeit abnahm: die Vertretung aller seiner Interessen juristischer Art. Darüber hinaus galt es mitzuarbeiten am Emporstieg des deutschen Schrifttums und seiner Vertreter überhaupt.

Mit wenigen Mitgliedern begann man Ende 1926 die Arbeit und förderte das, was man als Ziel genannt, zur Verwirklichung und Vollendung. Was seit Entstehung des Gaues geleistet worden ist, wiegt schwer, beachtet man die kurze Zeit seines Bestehens; daß die geleistete Arbeit anerkannt wird und anzuerkennen ist, beweist die Mitgliedliste, die von einigen wenigen Namen des Jahres 1926 auf weit über fünfzig jetzt angewachsen ist und fast alle namhaften Vertreter oberschlesischen Literaturschaffens eint. Aus den Anfängen des Jahres 1926 ist in eineinhalbjähriger Arbeit eine Organisation geworden, die in einer Reihe von Ortsgruppen das geistige Oberschlesien zusammenfaßt, aneinanderbringt und fördert.

Eine ganze Reihe von Einrichtungen, den Belangen heimischen Schrifttums dienend, sind im Laufe der Zeit geschaffen worden. Da gibt es die in zwangloser Folge erscheinenden und ins immer Reichhaltigere anwachsenden Berichte des Gaues, im Manuskript erscheinende „Mitteilungen", die speziell oberschlesisches Schrifttum betreffen, über die Tätigkeit des Gaues berichten und das Schaffen des Einzelnen besprechen, darüber hinaus aber auch alles das in Kurzem bringen, was an deutscher und ausländischer Literatur und ihren Preisen wichtig ist. Neben den Berichten steht den Mitgliedern außerdem noch ein von der Berliner Zentrale herausgegebenes Fachblatt monatlich zu Diensten.

Für die Verbreitung oberschlesischen Schrifttums sind die Autorenabende eingeführt worden, die den Mitgliedern Gelegenheit geben, mit dem Publikum in persönliche Fühlung zu kommen, ferner auf das oberschlesische Buch systematisch hinweisende Artikel und Plakate, sowie Buchausstellungen und Vorträge.

Außerdem ist ja auch für den Schutzverband deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien, unsere führende Monatsschrift „Der Oberschlesier" Organ und der gegebene Ort, wo literarische Hochleistungen und kurze Mitteilungen Darstellung finden können.

Daneben gewährt der Schutzverband Deutscher Schriftsteller seinen Mitaliedern für die reine Berufsarbeit eine ganze Reihe von Vorteilen: kostenlosen Rechtsschutz, kostenlose Nachdruckskontrolle, Vertragsberatung, durch die Einrichtung einer Hilfskasse auch soziale Unterstützung — eine große Reihe wirtschaftlicher Vorteile.

Durch die Verbindung mit Berlin und dem Reich ist es möglich geworden, zu erreichen, was bisher nicht erreichbar war: Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller und damit der Reichsverband des gesamten Deutschen Schrifttums haben anerkannt, daß die Not des oberschlesischen Schriftstellers bei weitem größer ist als die des geistig Schaffenden im übrigen Deutschland, und sind bemüht, von den Behörden zu erreichen, daß dem schreibenden Oberschlesien vor allem geholfen wird.

Wenn man betrachtet, was in der kurzen Zeit des Bestehens des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien, geleistet worden ist, und wenn man erwägt, was für Pläne man in Zukunft zu verwirklichen gedenkt, muß zugestanden werden, daß in der Stille ein Werk gereift ist, welches unser oberschlesisches Schrifttum zu weiteren Hoffnungen berechtigt.

H. F.

Bajazzo Herbst.

Unter diesem Titel ist von Arthur Silbergleit, dem schlichten Sänger unter betriebsamen Sensationshaschern und verkrampften Gedankenstrich-Poeten heutigen Schrifttums ein neuer Band Lyrik erschienen. Ein glücklicher Zufall spielte mir dieses Buch just in Italien zu und gab mir damit die Möglichkeit, Silbergleits farbentrunkene und naturverwobene Dichtungen in einem naturgesegneten, farbenleuchtenden Lande zu erleben. Wenn auch die südliche Landschaft zuweilen in effektvolleren Farbtönen schwelgt, als dieses herbstliche Buch, so ist sie dennoch die geeignete Bühne für alle sprühenden Gaukeleien und sentimentalen Narreteien Bajazzos. Silbergleit hat in diesem bunten und vielfältig schillernden Buch seiner Leier neue gefühlsinnige Töne entlockt. Neben dem mosaikfügenden und wortprunkenden Dichter der „Magd", des „Füllhorn Gottes" finden wir hier einen neuen und schlichteren Sänger, der seinen herrlichen Gefühlsreichtum nicht mehr durch Wort- und Bilderreichtum zu dokumentieren braucht, nicht durch Arabesken-Fülle und überladenen Sprach-Zierrat, sondern ganz durch die kraftvolle Tragfähigkeit volksliedhafter, tiefempfundener Strophen. Verse, wie die im „Gotteslicht" oder in dem Gedicht: „Herbstliche Dämmerung", etwa:

„Das Zimmer dunkelt ein;
Die Abendkäfer spielen;
Es zuckt auf Wand und Dielen
Ihr scheuer Widerschein"

gehören zum Reifsten und Innigsten heutiger Lyrik und sind, ohne epigonenhaft zu wirken, Mörickes Versen und der stillen Kunst des Matthias Claudius ebenbürtig. Silbergleits dichterische Form hat sich aus dem Kunstgewerblichen ganz ins Liedhafte, Klingende, Einfache gerettet, seine Sprache hat an Intensität gewonnen, was sie an Prunk verlor. So kommen oft Klänge und Sprachmelodieen von wunderbarer Anmut und Leichtigkeit zustande; ein graziöser, an Silbergleit bisher kaum gekannter Humor durchsonnt sein beschauliches, zärtliches Dichterfühlen.

Sein Bajazzo Herbst ist ein Eulenspiegel, ein närrischer Possenreißer. In allen Lagern tummelt er sich; als Schaubudenbesitzer, Landschaftsmaler und „Laubziseleur", als Gaukler im „Blätterflickenkleid" und eitler Stutzer, als Falschspieler und müder Komödiant. Einmal ist er frivoler, übermütiger Don Juan, ein ander Mal alternder, herber Asket und Vetter des Todes. Oft ist er ein Philosoph und melancholisch-nachdenklicher Geselle. Immer aber legt Silbergleit, — sein Schöpfer — ihm die schönsten, traumbunten Lieder — keck oder schwermutvoll — in den Mund.

An einer Stelle dieses reichen Bandes sagt der Dichter: Du mußt das Buch der Landschaft langsam lesen." So sollte man auch das Buch seiner lyrischen, seiner Herzenslandschaft lesen. Man sollte es sich erträumen und still erobern.

Gertrud Isolani.

E. Karskij: Geschichte der weißrussischen Volksdichtung und Literatur.

Für den „slavischen Grundriß", der bei Walter de Gruyter in Berlin erscheint, hat Margarete Woltner Karskijs Geschichte der weißrussischen Volksdichtung und Literatur übersetzt. Es ist ein schöner, umfangreicher Band, an welchem alle, die für die slavischen Völker aus irgendwelchen Gründen Interesse haben, sich freuen werden. Der „Oberschlesier", bei dem der Deutsche zuerst ein solches Interesse vermutet, und dem ja billigerweise auch eine Mittlerstellung zwischen dem Deutschen und dem Slaven zukommt, darf darum nicht an solchen Arbeiten vorübergehen. Hat ihnen vielmehr die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Was mich an dieser Arbeit besonders fesselt, das ist, daß sie nicht nur die weißrussische Literaturgeschichte, sondern auch eine weißrussische Volkskunde ist. Und eine außerordentlich gut geschriebene. Natürlich wird man hier nicht Auskünfte über die Realien der weißrussischen Volkskunde suchen, aber für alles, was mit der Volksdichtung zusammenhängt, und noch für einiges mehr, wird man hier nicht umsonst nach Auskunft suchen. Ich mache besonders auf die reichhaltigen Abschnitte „Märchen", „Beschwörungsformeln" aufmerksam. Am umfangreichsten freilich ist das Kapitel „Lied", in welchem Karskij zuerst vom „kultischen", dann vom „profanen Liede" handelt. Zum „kultischen Liede" hat er außerdem, — gleichsam als den

erläuternden Hintergrund, — längere Schilderungen der Jahresfeste und der Gebräuche bei Taufe (Geburt), Hochzeit und Tod gegeben.
Ich wüßte wenig Arbeiten zur slavischen Philologie, die derart reich und interessant geschrieben sind. Der Volkskundler kann dieses Buch nicht umgehen, vor allem der Volkskundler im deutschen Osten nicht.
Wenn eine Bitte ausgesprochen werden darf, — nicht jeder Volkskundler ist Slavist und kann weißrussisch lesen, — dann ist es die, die angeführten Texte nicht nur im Original, sondern auch übersetzt zu bieten.

Will-Erich Peuckert.

Muthesius Hermann, Landhaus u. Garten.

Beispiele neuzeitlicher Landhäuser nebst Grundrissen, Innenräumen und Gärten. Mit einleitendem Text herausgegeben von Hermann Muthesius. Bearbeitung des gärtnerischen Teiles von Harry Maaß. 240 Abbildungen mit Text. Ganzleinenband ℳ 15. 4. mit völlig neuem Inhalt ausgestattete Auflage. 19. bis 25. Tausend. Verlag München, Bruckmann.

Die 4. Auflage dieses Werkes, das zum ersten Male 1907 erschien, bringt völlig neues Material und ist eine Schau über das Beste, was wir in Deutschland auf dem Gebiete des Landhausbaues h e u t e zu verzeichnen haben. Nicht nur Bauherrn können sich in diesem Werk Rat holen, sondern auch alle die, welche in der erfreulichen Lage sind, an den Bau eines eigenen Landhauses zu denken. Aber auch der, welcher diesen Plänen nur platonisch nachgehen kann, wird an den sehr schön reproduzierten und mit großer Sorgfalt ausgewählten Lösungen Freude haben.

Leopold Seligmann, Das heilige Licht.

Gedanken zur Entwicklung der mittelalterlichen abendländischen Kunst. Groß-Oktav, 40 Seiten Text und 48 Tafeln in Mattdruck. In Leinen ℳ 9.—. München. F. Bruckmann A. G.

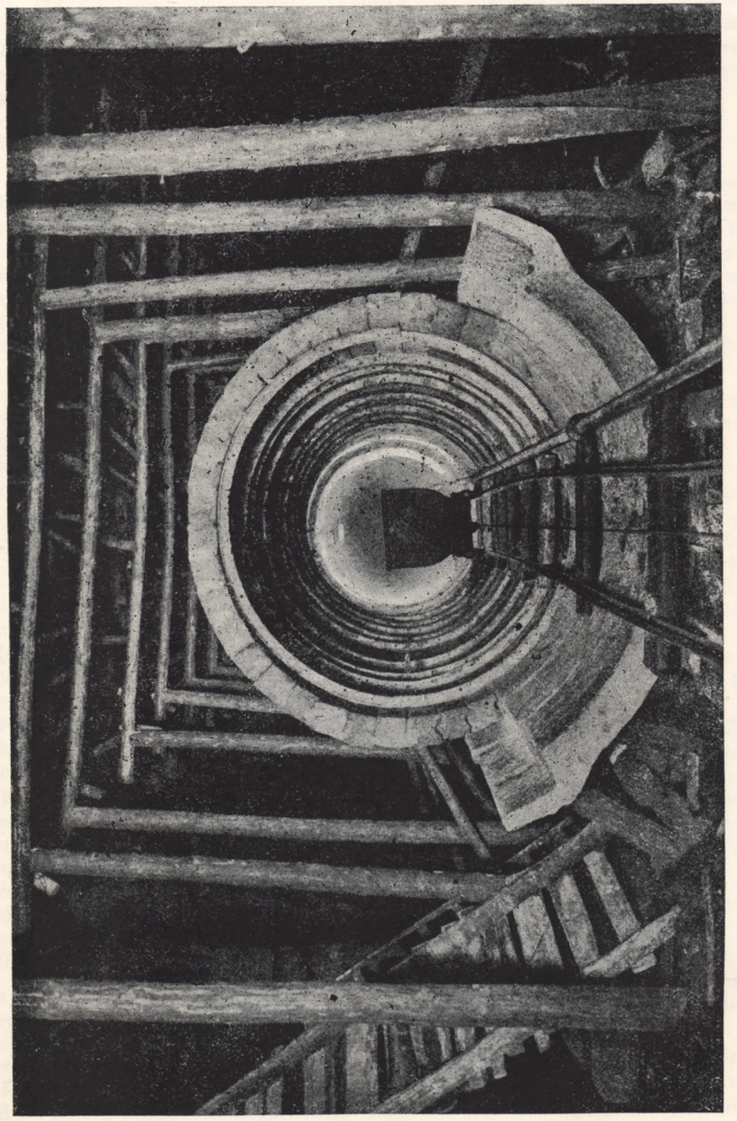
Der Inhalt gliedert sich in 4 Abteilungen: Die früh-christliche, die karolingisch-ottonische, die romanische und die frühgotische Epoche. Der Verfasser ist tief in den Geist dieser Zeit eingedrungen, sein Werk bewegt jene zarten und zartesten Regionen der Seele, für deren Darstellung die Kunstwissenschaft ein Notensystem noch nicht erfunden hat. Aus dem Zeitraum vom 8. bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts ist eine schöne Reihe von Skulpturen, Miniaturen, Bronzen und Werken der Goldschmiedekunst ausgewählt. Der Druck des Buches, vor allem die Ausführung der tief braun getönten Tafeln ist mustergültig. Scz.

Geistliche Dichtung.

(Ein Hinweis in vier Buchanzeigen)

P a u l R i e ß l e r :
A l t j ü d i s c h e s S c h r i f t t u m a u ß e r h a l b d e r B i b e l.

Es wissen wenige, daß außer der Bibel ein jüdisches Schrifttum existiert hat. Deswegen halte ich es für ein großes Verdienst, wenn immer wieder darauf aufmerksam gemacht wird. Nachdem auf protestantischer Seite Kautzsch's Apokryphen und Pseudoepigraphen erschienen, liegt nun, von einem Katholiken besorgt, eine metrische Übersetzung der Texte im Verlag Dr. Benno Filser, Augsburg, vor. Ihr Vorzug gegenüber der Kautzschen Übersetzung liegt, wie gesagt darin, daß sie die Texte metrisch wiedergibt. Ihr Nachteil, daß sie mit Anmerkungen und Bemerkungen recht sparsam ist.
Wer dieses Buch auch nur durchblättert, dem wird auffallen, daß das altjüdische Schrifttum nur ein und immer ein Thema hat: Jehova, Gott. Es ist ein Buch der religiösen Dichtung. Ein seltsam schönes Buch. Für den religiös empfindenden Christen mag gelten, was ihm als Motto vorangestellt worden ist: Epilogi Prophetarum et prologi Evangelii, Nachklänge zu den Propheten und Vorspiele zu den Evangelien. Für den, der sich davon entfernt, ist dieses Buch noch immer eine Sammlung schöner Gedichte, die uns das Altertum bewahrte. Er wird mit Freude darin lesen.
Mich haben diese Texte besonders darum interessiert, weil hier viel altes religiöses Gut verborgen ist: Apokalypsen, Himmel- und Unterweltfahrten, Sagen von Männern der heiligen Geschichte, Nachrichten über das Schicksal der Menschen vorm letzten Ende dieser Welt. Aber auch Stücke, die man sonst nir-



Aus dem Mappenwerk „Schwarzer Diamant" von Max Steckel, Kattowitz 1928

gend mehr findet, und die man einmal kennen lernen möchte, wie etwa das Achtzehngebet sind aufgenommen worden. So ist das starke Werk ein Quellenbuch, ein immer wieder benütztes Nachschlagewerk, nicht nur ein Schatz und eine Sammlung erhabenster Dichtung. Ich glaube, es wäre gut, wenn mehr derartige Bücher existierten.

Orpheus:
Altgriechische Mysteriengesänge.

Ich hatte den letzten Satz kaum niedergeschrieben, als ich die Übersetzung der alten griechischen Mysteriengesänge durch Plaßmann erhielt, die eben bei Diederichs erschien. Es ist sehr gut, daß auch dies alte heilige Gut wieder den Menschen vor Augen und Ohren gerückt wird. Noch weniger als vom jüdischen wußte man heut von diesen Liedern. Und doch steckt etwas Wunderbares darin, etwas, was es sonst niemals wieder gegeben hat und niemals gibt. Kein Volk hat seinen Göttern so ungebunden und sicher gegenübergestanden als dieses. Kein Volk hat je den Rausch der Gottesnäherung so gekannt. Man halte die griechischen Hymnen zu den altjüdischen Liedern, — und man weiß mehr von beiden Völkern, als dicke Bücher zu sagen vermögen. Wie unerhört jung sind Hymnen wie die an Pan, an die Wolken, wie männlich und schön eine solche wie die an Hermes chthonios! Das muß man lesen, während man draußen liegt, der Sonne und dem Wind und dem salzigen Geruch des Wassers gegeben, und nur die Wolken über sich sieht, zu denen der Grieche flehte:

Wolken, ihr Segler der Lüfte,
fruchtnährende Wandrer des Himmels,
Regenerzeuger, von flüchtigen Winden
hingetrieben durchs All . . .
Flehend ruf ich euch, Spender des Tau's,
atemerquickenden Hauches:
sendet fruchtnährenden Regen
auf die Mutter Erde hinab!

Die homerischen Götterhymnen.

In derselben Sammlung hat Thassilo von Scheffer die homerischen Götterhymnen übertragen. Alles, was über die orphischen Hymnen gesagt ist, kann man auch über diese Verse sagen. Es ist ein starker, freudvoller, erdhafter Gesang, der hier anklingt. Die alte Mutter, der blühende Wald, die See, die duftenden Kräuter sind einem nahe, wenn man in diesen Bänden liest. Und eine Ahnung von Sommer und Frucht steigt auf. Ich werde die beiden Bände zu denen stellen, die man stets in Reichweite vor sich hat. Und werde immer wieder Freude an ihnen haben.

Althaus:
Altrussische Kirchenlieder.

Es ist der erste Band der Diederichschen Hymnensammlung, der uns altrussische Kirchenlieder bietet. Welch anderer Geist steigt auf aus diesen Blättern. Ein dumpfes, gläubiges, sich verzehrendes Menschentum! Innige Demut und Untertänigkeit. Wie sehr ist es die Frömmigkeit, die uns in der altjüdischen Dichtung begegnet ist, und wie weit ist das russische Herz doch noch vom jüdischen getrennt!

Die Lieder stammen aus Kiew und sind von russischen Wandermönchen nach den nordrussischen Waldklöstern getragen worden, wo sie noch heut gesungen werden. Als ich sie las, vergaß ich das. Da fiel mir vielmehr ganz plötzlich ein, wie nahe diese Verse den seltsamen Mönchslegenden bei Dostojewski stehen. Etwa der wunderbaren Legende vom Zwiebelchen. Und daß durch diese Legenden ein Weg gewiesen wird vom Osten — zu uns. Denn eben diese Zwiebellegende begegnet uns im Polnischen des Reymont, und sie begegnet in Schlesien (wie in Schweden.) Der Osten hat nicht allein genommen; er hat uns auch gegeben. Wie viel? Das wissen wir nicht. Wir fangen erst an, das zu erkennen. Aber vielleicht ist dieser Strom vom Osten noch nicht verdorrt. Und er hat uns noch manches zu geben. Dann möchte ich, daß diese alten Lieder dazu gehörten. Will-Erich Peuckert.

„Bücher der Bildung". —

Verlag Albert Langen in München.

Im Märzhefte des „Oberschlesier" habe ich über das Werk Josef Hofmillers „Über den Umgang mit Büchern" aus dieser Sammlung geschrieben.

Zwei ältere und zwei neue Bände aus dieser trefflichen Sammlung liegen vor und sie verlangen umsomehr einen Hinweis, als sie jedes in seiner Art etwas Besonderes geben. — Der Band 29 „Der arbeitende Mensch

in der erzählenden Literatur", ausgewählt von Otto Neuburger, enthält fünfzig Beiträge, die das hohe Lied der Arbeit singen und fast alle wichtigen Berufe oder besser gesagt: die Menschen in ihrem Berufe zur Darstellung bringen. Das Arbeitererlebnis, wie es von Dichtern erschaut wird, in Prosa, (im Gedicht ist es schon oft gesammelt) ist hier erstmalig in ein Buch gefaßt. Deutsche und ausländische Erzähler sind durchforscht worden und man kann billig staunen, wie viel an wertvollem Material Neuburger findet. — Gerade bei uns in Oberschlesien, dem Lande der Arbeit, wird das Buch erwünscht sein, denn es „sieht das Volk dort, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit." — (G. Freytag.)

Josef Hofmiller gibt im Bande 28 der Sammlung „Das deutsche Antlitz — ein Lesebuch —" heraus. Ein kleines Lesebuch für große Leute, wie er im Nachwort betont. — Was das deutsche Antlitz ausmacht in Landschaft, Heimat, Sprache, Literatur und Kunst, wie Musik, was uns als Ausdruck deutschen Wesens entgegenblüht, wenn wir erfassen wollen, was „deutsch" ist, wollen die Beiträge ausdrücken, die von Bedeutenden der deutschen Literatur und Kunst stammen. 34 feingeschliffene Aufsätze um das „Deutsche Antlitz" herum, geben eine Einführung in das deutsche Wesen. Und dazu ein aufschlußreiches Nachwort, von Hofmiller, das uns die Autoren näherbringt. Ein Sammelwerk von starker Kraft.

Rudolf Hildebrand, der große Gelehrte und deutsche Sprachforscher kommt in Band 14 der Sammlung, der den Titel führt „Volk und Menschheit", mit Arbeiten aus „Wissenschaft und Dichtung" und aus den „Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen" zu Worte. Tiefes Gedankengut aus deutscher Literatur und Sprache, Betrachtungen zu den Dingen des Lebens, in der kristallklaren Diktion dieses größten Mitarbeiters von Grimms: „Deutschen Wörterbuch" geben hier einen Einblick in das Wesen dieses Mannes ... der oft dem Namen nach nicht gekannt ist, aber der es wert ist, auch erkannt zu werden.

Und schließlich Karl Hillebrand, der erste Entdecker Nietzsches, mit einer unserer bedeutendsten Essayisten, im 8. Bande, mit seiner Essay-Sammlung „Abendländische Bildung". Hildebrand ist 1884 gestorben. Ist das Problem der abendländischen Bildung seither ein anderes geworden, oder ist es gelöst und erschöpft? Hildebrand, der „letzte humane Deutsche" ist heute noch so stark und wichtig, wie zu jener Zeit, als er die Aufsätze schrieb. Seine Gedanken zu kennen, gehört so zur Bildung, wie die Bildung vielleicht selbst. In dem Bande, von Hofmiller eingeleitet, finden wir bedeutende Aufsätze zum Thema.

* * *

Kann denn ein Mensch alles, was als wichtig erklärt wird, lesen und nachholen? Die „Bücher der Bildung" wollen helfen! In handlichen, schönen Bänden wird das lebendig gemacht, was man zur erweiterten Bildung nicht entbehren soll, und was heute wichtig ist, wie es für lange Zeit wichtig bleiben wird. — Wir, mit der knapp zugemessenen Zeit, wir können nicht erst aus Folianten heraussuchen, was uns frommen könnte. Deshalb ist diese billige Sammlung so würdig, freundschaftlich vereint, unseren Bücherschrank und unseren Arbeitstisch zu zieren.

Siegmund Reis.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Colonnowska O.-S. zu richten.

Albrecht Eugen-Bad
Carlsruhe in Oberschlesien

Bahnfahrt von Oppeln in 1¼, von Brieg in 2¼, von Breslau über Namslau in 2½, von Beuthen OS. in 3½ Stunden bequem zu erreichen. Es liegt abseits der großen Heeresstraße weitenfern und verträumt, eingebettet in meilenweite Wälder.

Ein geheimer Zauber webt sich um das liebe Nest in Busch und Wald, und wer im Waldesschatten auf stillen Pfaden schreitet, wer an den weiten Seen liegt, wer in leichtem Kahne über das Wasser schaukelt, wer vor den übergrünten Tempeln und alten Steinbildern im herzoglichen Park sinnend steht: der spürt den leisen Hauch einer romantischen Vergangenheit, die sich um Ort und Park und Seen breitet. Und wer es je erlebt, wer hier den stillen Frieden fand, wer müde kam und neugestärkt von dannen ging: der kann es nicht vergessen,

Bad Carlsruhe, das Idyll im oberschlesischen Walde.

Das gänzlich umgebaute und in neue Verwaltung genommene herzogliche Bad ist seit Mitte Mai dieses Jahres wieder eröffnet.
Es werden verabfolgt: Kiefer- und Fichtennadelbäder, Moorbäder, elektrische, Kohlensäure-, Sauerstoff- und Dampfbäder, vollständige Kaltwasserbehandlung.

Luft- und Sonnenbad, Freibäder im See.

Herrliche staubfreie Lage inmitten meilenweiter Forsten, gepflegte Parks, wasserreiche Gegend. Gelegenheit zu Wasser- und Angelsport.

Der entzückende Rokokobau des Weinbergschlößchens mit herrlichem Blick auf die Seen ist völlig renoviert und seit diesem Sommer als Konditorei geöffnet.

Logierhäuser der Badeverwaltung:
Paulsburg, Glückauf, Schweizerhaus, Kurhausrestauration.

Prospekte kostenfrei durch die Badeverwaltung.

TELE FUN KEN

Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur

TELE FUN KEN

TELEFUNKEN-

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren
überall erhältlich

Telefunken-Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.
BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.
Fernruf Stephan 37089.

OBERSCHLESIER!

Die einzige Funkzeitschrift, die Eure Interessen beim Schlesischen Rundfunk sachlich u. zielbewußt vertritt, ist die

Ostdeutsche Illustrierte Funkstunde

Herausgeber: FRITZ ERNST BETTAUER

Im Straßen- und Buchhandel überall zu haben.

Etwas über Wohnungs-Einrichtungen!

„Mein Heim, meine Welt!" Das Schaffen schöner Wohnräume ist für jeden Menschen von Geschmack ein Ziel, das seinem Leben Inhalt gibt, die wohnliche Umgebung ist untrennbar mit ästhetischem Wohlbehagen verbunden.
In Zusammenstellungen von **Schlafzimmern, Speisezimmern, Herrenzimmern, Küchen, Klub-, Zier- und Kleinmöbeln** (unter letzteren besonders praktische Geschenkartikel) bietet Interessenten das in Schlesien bestbekannte

Haus für Wohnungs-Einrichtungen

Nawrath & Comp., Breslau 2

Gartenstr., Ecke Teichstr. — Gegr. 1888

in 6 Stockwerken ihres eigenen Geschäftshauses eine außerordentlich reichhaltige Auswahl, deren Besichtigung viel Anregung bietet und unverbindlich ist. Diese Ausstellung bringt auch u. a. Darstellungen, wie man einen traulichen Platz für Geselligkeit und frohe Stunden schafft usw., sie propagiert in bestem Sinne moderne Wohnkultur und Raumkunst, ein Gebiet, das eine Fülle des Schönen bietet. Dieses Schöne verehrlichen Interessenten näher zu bringen, sie damit vertraut zu machen, ihre Begleiter des täglichen Lebens — **gute Möbel — äussert preiswert in einwandfreier Verarbeitung und Material wie auch geschmackvoller Ausführung** zu beschaffen, diese Aufgabe hat sich die Firma als ihre erste und vornehmste gestellt und während ihres beinahe 40 jährigen Bestehens auch gewissenhaft erfüllt. Bei 2 bisher von der Firma beschickten Spezialgewerbe-Ausstellungen hat sie für die von ihr ausgestellten Innen-Einrichtungen in beiden Fällen in Anerkennung hervorragender Leistungen die Goldene Medaille erhalten.

OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI
ERNST HERRMANN - OPPELN

Telefon Nr. 193 Krakauer Straße 37 Telefon Nr. 193

DER GUTE BOHNEN-KAFFEE

von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma in den Preislagen von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund

Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

Zur Hundertjahrfeier 1928



Karl Kobald

Franz Schubert

496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln
Geh. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—

Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzückendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven" — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.

In guten Buchhandlungen erhältlich!

Amalthea-Verlag

Zürich-Leipzig-Wien.

Sie kaufen Radioapparate

im ersten Spezialgeschäft am besten und billigsten!

Warum?

1. *Sie finden große Auswahl.*
2. *Die Apparate werden unverbindlich in Ihrer Wohnung vorgeführt.*
3. *Sie können in bequemen Ratenzahlungen zahlen.*
4. *Ihre Anlage wird von uns kostenlos überwacht.*

Unsere 3 Lieferwagen regeln den Verkehr mit unserer Kundschaft in Stadt u. Land, obwohl unser Unternehmen in Oppeln ansässig ist.

Radio-Haus „Tehag"

das führende Fachgeschäft Oberschlesiens

OPPELN, Krakauer Str. 45

Sonderveröffentlichungen der Monatsschrift „Der Oberschlesier"

Alfons Hayduk: Heini Wunderlich, ein Kinderkranz um Pestalozzi, Preis 0,50 Mark.

Beim Federnschleißen, erlauschte Erzählungen, gesammelt und niedergeschrieben von zweisprachigen Volksschülern. Geordnet und durchgesehen von Paul Gorzel, Hauptlehrer. — Mit einer Einführung von Schulrat Lehmann-Kreuzburg OS. Preis 0,50 Mark.

Neue oberschlesische Dichtung. (Literatur-Sonderheft, April 1927.) Einzelpreis 1,20 Mark.

Natur und Landschaft in Oberschlesien. (Sonderheft der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege, Juniheft 1927.) Einzelpreis 1,20 Mark.

Max Waldau-Heft des „Oberschlesier". (Februar-Märzheft 1925.) Einzelpreis 1,20 Mark.

Eichendorff-Heft des „Oberschlesier". (Augustheft 1925.) Einzelpreis 1,20 Mark.

Zu bestellen bei unserer Geschäftsstelle in Colonnowska, oder durch Einzahlung des Betrages auf das Postscheckkonto „Der Oberschlesier", Colonnowska, Amt Breslau Nr. 41382.

Schlesische Monatshefte

Eine Heimatzeitschrift von wirklich ausgeprägter und hoher Eigenart

nicht nur eine erstklassige, reich illustrierte Heimatkunde moderner Haltung, sondern zugleich ein Sprechsaal für alle die namhaften Schlesier und über Schlesien schreibenden Fremden, die unsere provinzielle Kultur mit der gesamtdeutschen und europäischen verbinden. (Aus unserer Anerkennungsmappe)

Das repräsentative Organ für Kultur und Schrifttum der Heimat

Monatlich 1.— RM. Probeheft und Prospekt bei Bezugnahme auf diese Anzeige frei durch den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Schuhbrücke 83

J. Sgodzei, Oppeln O.-S.
Fernruf 512 Krakauer Strasse 21
Kinderwagen, Puppenwagen
Korbmöbel, sämtliche Korbwaren, Metallbetten

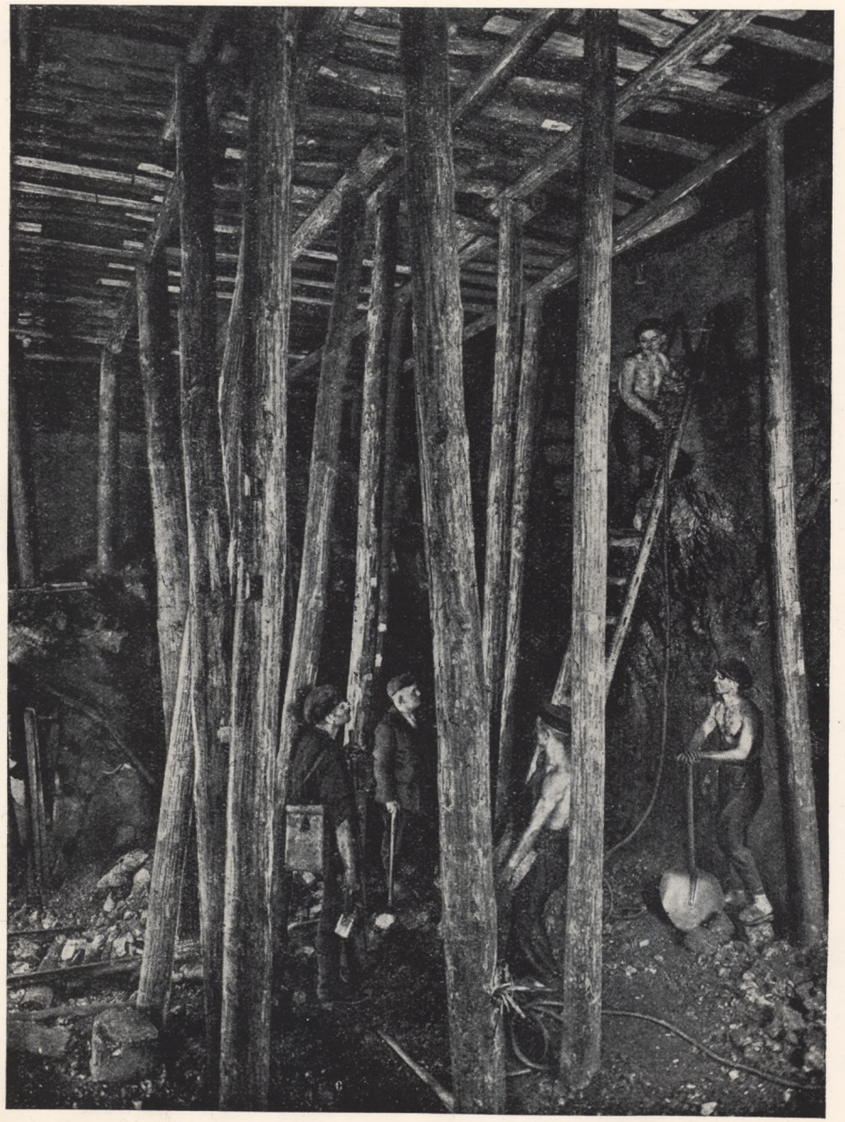


Verlangen Sie =DARMITIN= bei Kopfschmerz, Nervenschmerz, Zahnschmerz, Reißen
CHEMICAL COMP., BERLIN O 112 in allen Apotheken 0,15 u. 0,65 RM.

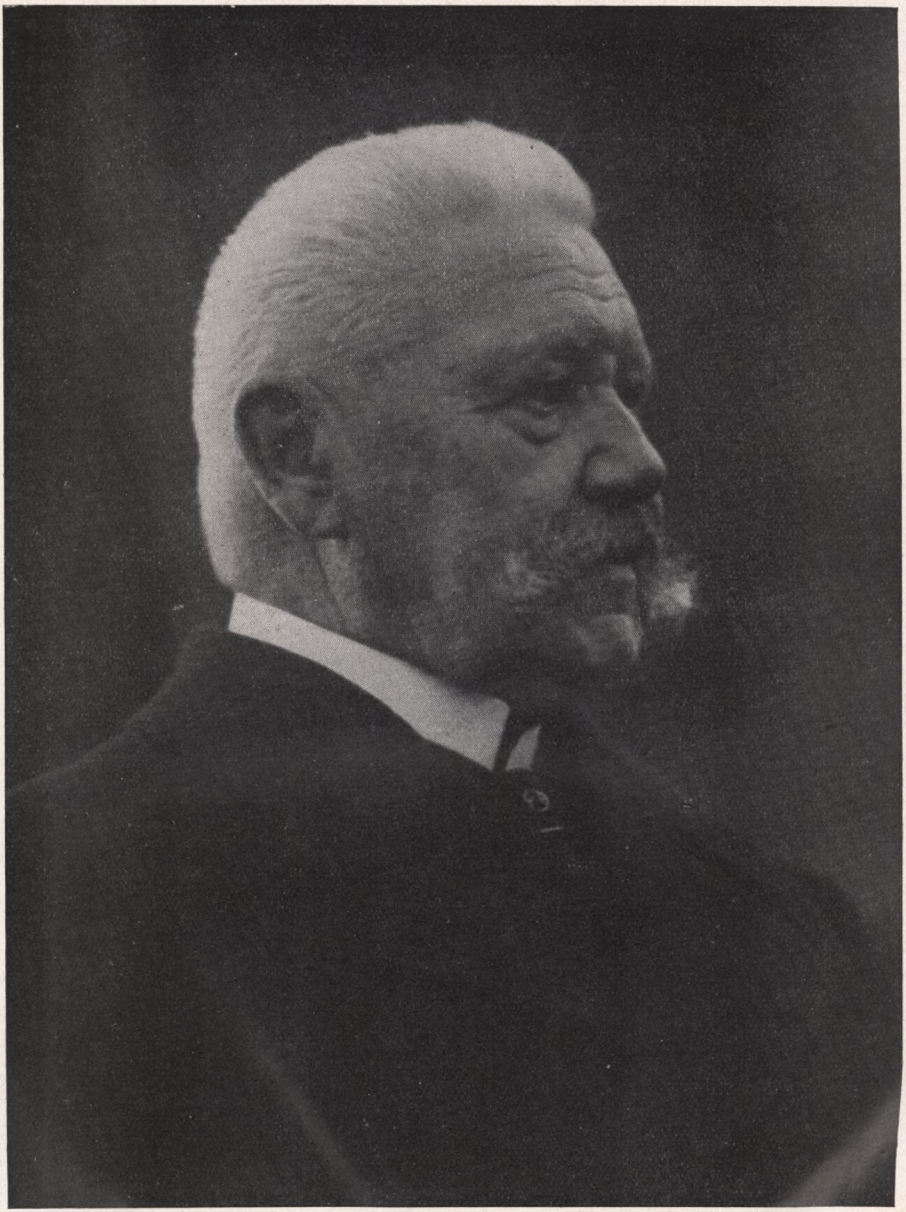
Rasierklingen
25 Stück . . 2,25 Mark
50 Stück . . 3,70 Mark
100 Stück . . 6,50 Mark
Frei dort
Bei Nichtgefallen Geld zurück!
Fa. v. Münchhausen, Wesermünde-L. 55



Gute und preiswerte **Pianos** liefert seit vielen Jahren die Firma
J. Alfred Neumann, Oppeln, Nikolaistr. 17
Grösste Auswahl! Bequeme Teilzahlungen!
Mehrjährige Garantie!



Aus dem Mappenwerk „Schwarzer Diamant" von Max Steckel, Kattowitz 1928



Reichspräsident Paul von Hindenburg — Aufnahme Max Glauer, Oppeln